

Nº83 Herbst 2021
Euro 8,-

Streifzüge

wertlos · unsachlich · jenseits



Dystopie

Ist das noch Zukunft oder werden da
böse Träume schleichend Alltag?

INHALTSVERZEICHNIS

FRANZ SCHANDL	3
Vom Weiden in den Eingeweiden	
ANNETTE SCHLEMM	10
Utopien in dystopischen Zeiten	
STEFAN MERETZ	14
Wachstum - dystopischer Wahn	
GÖTZ EISENBERG	16
Der Maulwurf ist tot	
FRANZ SCHANDL	17
Dystopische Reagenzien	
MARIA WÖFLINGSEDER	18
Mensch 2.0	
EMMERICH NYIKOS	19
Erewhon oder: Der Spiegel aus dem Nirgendwo	
LORENZ GLATZ	24
Ende der Supermacht	
FRANZ SCHANDL	25
Ohne Umschweife	
HERMANN ENGSTER	27
Dystopie des Kolonialismus	
FRANZ SCHANDL	33
Präpotent bis zum Aufprall	
FRANZ SCHANDL	36
Niederlagen sehen anders aus	
PETRA ZIEGLER	40
Dystopia ²	

Das eigentliche Problem ist die Normalität, sei es die alte, sei es die neue. Normalität ist nicht nur das Falsche und Schlechte, sie wird neuerdings immer verrückter. Vieles, was ist, hätte man gestern noch als dystopisch bezeichnet. Inzwischen aber wurde der Ausnahmezustand zur Regel und ein Ende ist nicht in Sicht.

Wir leben in seltsamen Zeiten. Wir sind in eine Phase eingetreten, wo vieles zerbrechlich wird, auseinander fliegt, sich aber auch neu mischt und formiert, auch wenn die Konturen zukünftiger Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sich nur vage abzeichnen. Das soll die eigene Zurückhaltung nicht entschuldigen oder rechtfertigen, wohl aber erklären. Wer heute eine entschiedene Position zu vertreten meint, kann sich schnell ein blaues Auge holen. So ist im Zweifel an allem zu zweifeln ohne zu verzweifeln. Versucht man sich am Thema Dystopie, gerät man jedenfalls ganz durcheinander. Das sollte uns auch in dieser Ausgabe gelingen sein.

Was können wir raten? Auf sich und die um sich aufzupassen und auch aufzupassen, nicht in den Sog diverser Wahnsinnigkeiten zu geraten. Der Malstrom des Irrsinns lauert an jeder Ecke, insbesondere in den Verstärkern der Medien, aber auch in diversen Echoräumen. Nichts geht mehr, weder das, was ist, noch das, was sein könnte. So wird weitergemacht. Auch wir tun das. Unser bescheidener Vorschlag besteht darin, zu tun, als ob es ginge. Denn was geht und was nicht, wissen wir in Wirklichkeit nicht. Es gilt das Wollen zu wollen. Leben darf nicht heißen, „dass man nie tut, was man will und dass man nie gewollt hat, was man getan hat.“ (André Gorz) In diesem Sinne.

Wir wünschen trotzdem oder gerade deswegen eine anregende Lektüre und erholsame Feiertage. Negativ bleiben!

Franz Schandl

Vorschau

Streifzüge 84 · Wert(e)

Streifzüge 85 · Tausch

Streifzüge 86 · Care

Franz Schandl

Vom Weiden in den Eingeweiden

Ausgewähltes zur Phänomenologie des Netzes

*Was als Demokratisierung der Debatten
propagiert wurde, entpuppt sich oft als
mentales Fiasko der beteiligten Gemüter.*

Den Begriff „Shitstorm“ hätte man gar nicht erfinden müssen, würde man das Wort „Posting“ nur richtig abteilen: Postings sind POstings. Denn zweifellos, im Arsch sind die meisten Absonderungen, die man unter dieser Rubrik lesen kann. Und aus dem Arsch kommen sie auch. Der Unterschied zu früher ist allerdings der, dass sie einstens dort verblieben oder nur privatim an stillen Orten Erleichterung verschafften. Jetzt jedoch sind die Schleusen offen, dank Netz ist jeder Dreck publizierbar. Die implementierte Kommentarfunktion entwickelte sich nicht zum interaktiven Durchbruch, sondern zum introspektiven Durchfall. Postings ähneln einem vollzogenen Stuhlgang. Das Feedback geht äußerln. Bereit zum Gefecht, sitzen die Kampfposter an ihren Geräten. Gierig fressen sie rein, und eilig scheißen sie raus. Das Aufgestaute wird abgelassen, ist es draußen, ist man erlöst. Was als Demokratisierung der Debatten propagiert wurde, entpuppt sich oft als mentales Fiasko der beteiligten Gemüter. Evil minds. Es ist das Weiden in den Eingeweiden, das sich hier Öffentlichkeit verschafft. Es sind Ausflüsse von Unlust und Unmut, nicht Ermächtigungen des Denkens. Nicht um kognitive Gewinne geht es, sondern um Dickdarmbewirtschaftung. Das meiste ist Kacke. Würde Zensur nicht greifen, wäre es noch schlimmer.

Es wird hier aber nicht gegen die Normalität verstoßen, wogegen verstoßen wird, das sind die normierten Benimmregeln der zivilen Oberfläche. Im Schutz der Anonymität setzen unsere Poster ihr Innerstes frei, ein Innerstes, von dem wir bisher annehmen sollten, dass es nicht sei, wie es ist. Innerung und Äußerung sind kohärent. Der logische Zwang ist fast biologisch. Die organische Zusammensetzung der uns bekannten Ignoranz ist kein

individuelles Manko, sondern Konsequenz gesellschaftlicher Verhältnisse. Individuell ist maximal ihre Ausprägung, keineswegs ihre Prägung. Die neuen Medien verrohen nicht, sie legen das Derbe, das Garstige, das Grausliche nur offen. Nicht das Sagbare verschiebt sich, die virtuellen Welten bringen es vielmehr zum Auftauchen. Was bisher Stammtische nur via Gerüchte verließ, hat nun den Weg zu einer sich selbst multiplizierenden Öffentlichkeit gefunden. Der mediale Rayon dehnt sich durch das Netz ins Unendliche aus.

Je weiter es geht, desto enger es wird. Urteile sind nicht feiner, sondern gröber geworden. Das wird sich unter diesen Voraussetzungen auch nicht mehr ändern. Die mit dem Unbegriff *soziale Medien* bezeichneten Kommunikationsformen wirken in jeder Hinsicht desensibilisierend, vor allem auch, weil sie anders als das Analoge, kein Sensorium für das Sinnliche entwickeln können. Der Charakter der Begegnung im virtuellen Raum unterscheidet sich fundamental von einem persönlichen Treffen, weil das leibhaftige Gegenüber fehlt. Nie war es so einfach, sich jeder Empathie zu entziehen wie im keimenden digitalen Zeitalter. Durch Postings kommt der Hass nicht *in* die Gesellschaft, sondern er tritt förmlich *aus* ihr aus. Jene vermitteln nichts, was nicht schon Unsitte ist. Nicht „Der Hass ist im Netz entstanden“ gilt, sondern „Der Hass ist ins Netz gegangen“. Das Netz entblößt alles. Gerade aufgrund der Ultratransparenz ist es ein Boden, auf dem das Wutbürgertum gedeihen kann. Der Hass ist somit keine Verirrung Einzelner, sondern Fazit kapitalistisch-konkurrenzistischer Drangsalierung. Der Hass ist also dort zu Hause, er agiert in seinem Eigenheim. Was früher aber mehr latent gewesen ist, gebärdet sich nun militant. Aus Herde wird Horde.

Gewähren statt Wehren

Alfred Noll bezeichnete Posten einmal als „Notwehr“ (*Der Standard*, 6. April 2019). Doch welcher Not soll gewehrt werden? Und welche gewährt man? Zweifelsfrei, die Not ist offensichtlich, es ist die Not bedrohter Kreaturen. Sie fühlen sich stets angegriffen, auch in Fällen, wo sie gar nicht berührt werden. Not entspricht dem Gefühl, nichts zu sagen zu haben. Und das ist richtig, noch dazu in doppeltem Wortsinn. Im Netz bietet sich nun plötzlich die Möglichkeit, sich sowohl unbegrenzt als auch anonym zu äußern. Diese Option muss ausgenutzt werden. Kurzum, die Notwehr sitzt der Not auf, sie erschüttert sie keineswegs, sondern befestigt sie abermals. Solch Regung kommt über Aufregung selten hinaus. User sind so Nützlinge des Systems, das sie hofieren, auch wenn sie es gleich Schädlingen bekämpfen. Auf jeden Fall gehören sie dazu. Insgesamt ist es ein Parieren durch Parieren. Sie meinen zweiteres, erfüllen allerdings ersteres.

Poster zersetzen Texte gleich aggressiven Bakterien zu Brei, auf dass das Unverdaute übrig bleibt, und seinem Dünnschiss entgegen geht. Diskussion wird zum Scharmützel. Es geht nicht um Verständigung, es herrscht Unverständnis. Poster mögen zwar nicht repräsentativ sein, sie sind aber doch typisch. Postings spiegeln eine Negativauslese. Affekte werden geladen und abgeschossen. Es dominiert eine Mentalität des virtuellen Totschlags.

Der Not wird also nicht gewehrt, die Not wird bloß in ihrem Elend dokumentiert. Und dieses Elend kommt elendiglich rüber. Diese Notwehr ist Notdurft. Notdurft ist freilich etwas für den Abort,

nicht für die Öffentlichkeit. Brunzbolde und Kackestierler erzeugen indes ein Kotmeer an Ignoranz, das keine Ufer kennt. In der schier Menge liegt die Potenz der Quälgeister. Kommt jemand blöd daher, wird schnell bewiesen, dass es noch blöder geht. Es gibt so etwas wie die Tendenz zur permanenten Eskalation. Das Kontinuum wäre als ein Komparativ der Auffälligkeiten zu beschreiben, als sich gegenseitig aufschaukelnde Obskuranz. Stets muss man nachlegen. Natürlich mögen sich gelegentlich spannende und hellsichtige State-ments finden. Aber es sind Perlen, die in der Kacke stecken, somit ebenfalls nicht unbedingt attraktiv.

Auch die Politik hat zusehends ihre Ruhephasen verloren. Verschnaufen ist nicht. Den ganzen Tag ist High Noon. Und das täglich. Man hat keine Zeit mehr, Zeit zu haben. Alles hat sogleich und zugleich zu passieren. In der analogen Welt führt das unweigerlich zum Stau, aber auch in der digitalen Sphäre drohen wir an der Flut der Eingaben zu ersticken. Postings reproduzieren als kleine Politik der kleinen Leute die sogenannte große Politik der großen Leute. Auf unterer Ebene artikulieren ihre Kanalarbeiter ihre Sicht der Dinge und stellen doch nur eine Facette des obligaten Getöses dar. Dieses Stimmengewirr wird als Schnattern wahrgenommen und das ist es auch. Aufgeregt, aber nicht aufregend.

Bei den Postern sind Artige und Unartige zu unterscheiden, wenngleich auch letztere nicht aus der Art schlagen, sondern diese bloß übertreiben. Zu den Artigen gehören die Bemühten, die Biederen, die Besserwisser, die gleich Musterschülern vortragen, was von ihnen erwartet wird und anzeigen,

RITA LAURA SEGATO
WIDER DIE GRAUSAMKEIT

Für einen feministischen
und dekolonialen Weg
übersetzt von Sandra Schmidt

mandelbaum kritik & utopie

RITA LAURA SEGATO
WIDER DIE GRAUSAMKEIT

*Für einen feministischen und
dekolonialen Weg*
übersetzt von
Sandra Schmidt

204 Seiten
17,- Euro

SILVIA FEDERICI
DAS LOHN-PATRIARCHAT

Texte zu Marxismus & Gender
übersetzt von Leo Kühberger

mandelbaum kritik & utopie



SILVIA FEDERICI
DAS LOHNPATRIARCHAT

*Texte zu
Marxismus &
Gender*
übersetzt von
Leo Kühberger

184 Seiten
16,- Euro

**ANDREAS EXNER
BRIGITTE KRATZWALD**
SOLIDARISCHE ÖKONOMIE & COMMONS

Eine Einführung

mandelbaum kritik & utopie

**ANDREAS EXNER,
BRIGITTE KRATZWALD**

SOLIDARISCHE ÖKONOMIE & COMMONS

Eine Einführung

196 Seiten
13,- Euro

dass sie die medial frisierte Staatsbürgerkunde intus haben. Allzuoft geht es um das schlichte Wiederholen des Leitvokabulars und der Stehsätze. An den Phrasen erkennt man den Grad der Affirmation. Jene sagen, was man zu sagen hat. Zu den Unartigen gehören die Stänkerer, die Über- und Untergriffen, die Maul- und Arschaufreißer. Resultat ihrer Aktion sind Diskreditierung und Beschädigung, selbst wenn das gar nicht das Ziel gewesen sein mag. Auch sie sind weniger abseitig, als gemeinhin angenommen. Ihre Freude, die eine Schadenfreude ist, rührt aus der Verletzung selbst. Die Handlung befriedigt. Das Ergebnis ist nichts gegenüber der Tat. Sie fühlen sich besser, ohne dass eine Besserung in Sicht wäre.

Anmache und Belästigung

Wut ist spontan, Kritik ist elaboriert. Solche Fundierungen kann ein Posting schon aufgrund der temporalen Vorgaben nicht bewerkstelligen. Postings kennen in der Regel keine Korrektur. Sie flutschen raus in „Echtzeit“. Sie sind authentisch wie ein Furz. Die Form erlaubt nur den schnellen Schuss. Unsere Poster müssen rasch *hochfahren* und flugs *hochladen*, wollen sie zugehen und dabei sein. Die kursiv gesetzten Verben sind nicht zufällig Teil der digitalen Sprache. Rufen wir uns als Kontrast den klassischen Leserbrief in Erinnerung: Er musste überlegt und geschrieben, getippt und gedruckt, korrigiert, kopiert, kuvertiert, adressiert, frankiert, expediert und transportiert werden. Die Antwort musste sodann vom anvisierten Medium akzeptiert und publiziert werden, um überhaupt Mitlesende zuzulassen. Der Leserbrief war also eine ernste Angelegenheit, verbunden mit einigem Aufwand. Eine Mitteilung musste einem ziemlich wichtig sein. Postings hingegen sind beiläufig, und in dieser Läufigkeit pflanzen sie sich auch fort. Sie sind die Verschriftlichung der ersten Erregung. Es herrscht eine galoppierende Dringlichkeit. Ärgern. Tippen. Senden.

Früher war vieles behäbig. Heute hingegen geht alles hurtig über die Bühne, sofort befähigt eins sich zur Antwort: Jede Erregung ist im Netz nachlesbar, so als sei die Sozialisierung derselben mittlerweile das Selbstverständlichste auf der Welt. Freilich ist auch die Frage zu stellen, warum gerade die Erregung, und mit ihr die Wut solch steile Karrieren hinlegen konnten? Was macht sie aus? Woher rührt dieser Drang? Was ist sein Trieb, nicht nur Austrieb, sondern Antrieb? Was stachelt das Subjekt, dass es stichelt? Warum produziert der gemeine Menschenverstand so viel Müll? Oder

liefert er nur, was ihm geliefert wird? Es geht also nicht bloß darum, das Benehmen zu beklagen, sondern dieses Verhalten als Folge adäquater Weltprojektion zu betrachten als auch zu benennen. Diese mag falsch sein, aber sie ist wirkmächtig, konstitutioneller Teil des hegemonialen Gefüges. Wir haben es hier also mit einer Fügung zu tun, nicht mit einer Schwäche der Subjekte.

Der terminologischen Irrfahrten sind gar viele.
Die Sprache ist nicht die Kreation der Sprecher, die
Sprecher sind Kreaturen der Sprache.

Der terminologischen Irrfahrten sind gar viele. Die Sprache ist nicht die Kreation der Sprecher, die Sprecher sind Kreaturen der Sprache. Der Einwand darf also nicht nur lauten, dass sich *das* nicht gehört, sondern müsste auch erkennen, dass *sie* sich nicht gehören. Das Netz ist geradewegs so disponiert, dass es derlei Verhalten evoziert. Der postende Provokateur ist zwar ein armer Hund, aber außergewöhnlich lästig, er bellt laut und ist ausgesprochen bissig. Überlastete Empfänger werden zu belästigenden Sendern. Hierarchie wird abgeschafft, indem das Hauen und Stechen verallgemeinert wird. Knechte werden zu Herren. Zumindest glauben sie das. Nicht nur die neuen Medien lechzen und gieren nach diesem Umgangston, er ist es auch, den viele gewohnt sind. Ihr gesellschaftlicher Alltag lehrt das, doch nun bietet das Netz ihnen die Chance, diesen Ton selbst und vor allem vernehmbar zu intonieren. Nicht nur gewatscht zu werden, sondern auch zu watschen. Wow! Nicht nur zurechtgewiesen zu werden, sondern zurechtzuweisen. Nicht nur zu gehorchen sondern auch zu befehlen. Durchziehen! Stärke zeigen!! Eins in die Fresse!!! Endlich!!!!

Was man den Betätigten vorwerfen kann, ist, dass sie partout keine Distanz dazu entwickeln wollen, nicht aber, dass sie die Autoritäten dieser Diktion sind. Sie sind die meist männlichen Untertanen derselben. Souveränität ginge anders. Jede empirische Untersuchung würde übrigens zeigen, dass hauptsächlich Männer die Verfasser von Drohbotschaften sind. Was Sigi Maurer passiert ist, hätte keinem Mann passieren können. Keine Bierwirtin hätte solche Kommentare gegenüber einem Kerl losgelassen. Verlautbarte sexualisierte Gewalt betrifft hauptsächlich Frauen und geht fast nie von ihnen aus. Wir sprechen also primär von einem männlichen Phänomen in einer patriarchalen Welt. Poster sind meist keine Posterinnen.

Ein deftiges „Arschloch!“ zur rechten Zeit kann manchmal ja durchaus treffend sein und befreiend wirken. Doch in der Häufigkeit und Selbstverständlichkeit, wie der Mist ins Netz geladen über uns kommt, ist er unerträglich. Was gelegentlich Sinn hat, wird alsdann zum ersten Zweck. Wo nichts anderes mehr zu berühren vermag, wird der Übergriff obligat. Der geschwätzi- und beleidigende Diskurs funktioniert wie eine Anmache, die empören und entwerten, erhöhen und erniedrigen, vor allem aber erledigen möchte. Satz meint Kampfsatz. Ganze Kohorten versuchen sich im Krieg der Worte. Diese Öffentlichkeit ist nicht offen, sondern *zu*. Dialoge finden selten statt. Die Demokratie der Kommunikation kreierte ihre populistischen Dämonen. Da sich Unberührbare nicht mehr zu berühren vermögen, müssen sie sich schlagen, um doch etwas zu spüren. Es geht um Überschreitung und um Beschädigung. Indes, gerade diese erzeugen Aufmerksamkeiten, mit denen aktuell keine seriöse Debatte mithalten kann.

Aufmerksamkeit und Verschmutzung

Es ist unsere kulturindustrielle Dimensionierung, die uns so reagieren lässt und zu agieren veranlasst. Permanent sind wir mit Werbung und Wertung konfrontiert. Es reklamiert uns und wir spüren. Man fühlt sich jedenfalls angesprochen, weil man andauernd angeredet oder angepöbelt wird. Wenn wir durch eine Menge eilen und diverse Eindrücke auf uns niederprasseln, dann fallen natürlich jene besonders auf, die uns in den Hintern treten und auf die Waden brunzen. Das kann man sich nicht aussuchen. Belästigung, ansonsten verpönt, wird zum Postulat, ja zur Norm. Der Eindruck folgt einer kollektiven Beeindruckung, das vermeintlich Eigene ist bloß eine der vielen Kopien.

Wir spüren wie wir spüren, aber wir spüren nicht, dass wir spüren. Das ganze Leben verläuft auf der schrägen Ebene von Bewerbung und Bewertung. Auch Politik insgesamt vollzieht sich schon des Längeren nach diesen Gesetzen, das Publikum ist regelrecht abgerichtet, so und nicht anders zu reagieren. Der Schmutz ist kein Dreck, der da die freie Gesellschaft verunreinigt, dieser lose fliegende Lurch ist vielmehr Teil unserer Vergesellschaftung, also ein spezifisch durch Konkurrenz bedingter Staub, der vom Netz gleich einem Staubsauger eingesogen und konzentriert wird. Das Netz ist nicht schmutziger als die Gesellschaft. Aber

dieser Schmutz fällt leichter auf, weil er in dieser riesigen Sondermülldeponie, zu der noch dazu alle Zugang haben, wild abgeladen werden kann. Das Netz ist ein verzweigtes Kanalsystem, wo alle ihre geistigen und mentalen Beschädigungen ungefiltert einleiten dürfen, sofern sie über bescheidene technische Fähigkeiten verfügen. Das Netz liefert hier fast unumschränkte Möglichkeiten. Geschlagene schlagen. Hasspostings sind nur die Speerspitze. Diese Destruktivität ist weniger Absicht und Wille als Resultat.

Die Aufmerksamkeitskontingente der potenziellen Kunden sind beschränkt, was aber wiederum nur heißt, dass im Kampf um Beachtung die allseitige Reklame noch gerissener, noch rücksichtsloser, noch schamloser verfahren muss, wenn sie ankommen will. *It's time for stalking!* Will man dort Raum okkupieren (und sei's für Sekunden), dann sind Brachialität und Brutalität fast unumgänglich, weil zweckdienlich. So finden im Netz multipel geschädigte Subjekte ihre adäquaten Rahmenbedingungen. Ganz ausgezeichnet passen sie zueinander. Andauernd sollen wir auf etwas heiß sein. Doch diese Erhitzung ist keine bloß akute, sondern führt zunehmend zur chronischen Überhitzung, die kaum noch auszuhalten ist. Sie kann weder aufgehoben noch angehalten werden. Es gleicht mehr einer dauerhaften Entzündung als einer sporadischen Verbrennung. Kein Appell an „ein digitales Ich, das für soziale Selbstkontrolle im Netz sorgt“ (Christian Burger: Warum wir digitale Masken brauchen, *Der Standard*, 27. Februar 2021), wird daran was ändern. Kein Beißkorb und kein Kondom werden helfen.

Der Druck zur Aufdringlichkeit wird allmächtig. Wer auffallen möchte, muss erschrecken. Jeder Troll spürt das. Erregung von Aufmerksamkeit erfolgt via Aufschreckung. Das Gediegene und Reflektierte fällt nicht auf. Gerade weil es etwas zu sagen hätte, versagt es. Anschlussfähigkeit ist nicht gegeben. Gibt es etwas Faderes als eine Analyse? Im Kapitalismus ist Aufmerksamkeit kaum ohne Anmache zu denken. Sie ist mehr die Frage einer Attraktion als die eines Interesses. Verhältnisse sind als Fälle zu sensationieren. Nicht nur dort, aber insbesondere in den digitalen Szenen der eben falsch benannten „Sozialen Medien“ geht es in erster Linie um Negative Campaigning. Und zwar ganz ohne Regie und ganz ohne Verschwörung. Das Drehbuch montiert sich quasi durch die Stegreifauftritte der Selbstbestimmten. Die Spieler

werden nicht aufgeführt, sie führen sich selbst auf. Poster kapieren, wie sie zu spüren haben, auch wenn sie gar nicht wissen, dass sie spüren. Sie brauchen es auch nicht zu wissen. Routine reicht, um den Mechanismus in Gang zu halten. Jedes Erkennen der Funktion würde diese und jenen beeinträchtigen. Es herrscht der serielle Reflex. Es geht um das Funktionieren, nicht um die Funktion.

Unsere digitale Konditionierung schuldet sich dem unausweichlichen Dienst an den Geräten. Diverse Games etwa fungierten als rege Scouts der digitalen Okkupation. Eine Art Ausbildungslager. Bei den meisten Computer-Spielen wird etwas abgeschossen. Sie entsprechen den Richtlinien und Bedingungen der Ökonomie, ihr Modus ist die Konkurrenz. Es geht um Sieg oder Niederlage, um Durchsetzung oder Ausschluss. Das Ziel besteht darin, zu eliminieren und zu liquidieren. Derlei Übung färbt ab, sie konsolidiert unseren Weltbezug, indem sie ihn immer wieder füttert. Konditionierung meint Kommodifizierung. Sie bringt uns in Form, macht uns fit, wir erledigen unsere Hausaufgaben, ohne diese als solche wahrzunehmen. Dieses Mindframing ist hochgradig synthetisch. It's learning by doing. Wenn die gewünschten Ergebnisse sich von selbst liefern, braucht es kaum gesonderte Programme. Hochgerüstet sind wir, was das *Wie* der Betätigung anlangt, armselig sind wir, was die Frage nach dem *Was* oder gar dem *Warum* angeht. Das geht uns auch nichts an.

Virtuelle Unwesen

User sind Anwender nicht Verwender. Dafür sorgt die maschinelle Konfiguration, die Programmierung. Diese bezieht sich nicht nur auf die Geräte, sondern insbesondere auch auf die sie Bedienenden. Das Verhältnis Mensch-Technik hat durch ihre Apparaturen eine noch entschiedener Umkehrung der Aneignung hervorgebracht. Der Terminus *User* ist daher ein ideologisch aufgeladener Fehlbegriff, weil er diesen Zusammenhang nicht beschreibt sondern forsch etwas anderes behauptet. Inzwischen kann man bestimmte Dinge ja nicht einmal mehr ausschalten. Immer mehr Angelegenheiten sind nicht nur *auch* digital zu erledigen, zunehmend sind sie *nur noch* digital zu erledigen. Das Digitale wird allgegenwärtig, jede Flucht erscheint geradezu hilflos, jede Weigerung sinnlos. Ohne App bist du ein Depp. Das Geschaffene verfügt uns. Im Netz sind die Menschen nicht miteinander verbunden, sondern *aneinander gebunden*. Nicht „Sie können sich treffen“ ist die Maxime, sondern: „Sie haben sich zu treffen“.

Kommunikation über diese Medien wird zur Pflicht. Man nimmt sich gegenseitig in Beschlag.

Unsere User hingegen meinen in der großen weiten Welt, dem World Wide Web, angekommen zu sein, wo alles schneller und einfacher gehen soll. Dafür opfern sie bereitwillig ihre letzten Refugien, indem sie Hardware und Software in ihr Innerstes lassen. Was uns als Ware und Leistung entgegen tritt, *bedienen* wir. Wir sind für sie da. Sie haben uns. Wir *dienen*. Behausung und Gemüt stehen sperrangelweit offen. Mit anästhetischer Sicherheit wird Intimität zusehends für obsolet geklärt. Nicht User erobern, sie werden erobert. Nicht sie eignen an, sie werden angeeignet, und je geeigneter sie das tun, desto eigener werden sie auch. Timo Daum behauptet sogar: „Die User hingegen sind das eigentlich Proletariat in den digitalen Fabriken des Plattform-Kapitalismus. Big Data ist nichts als eine automatische Datenfarm, auf der das Kapital verwertbare Information ernten kann wie der Imker Honig. Die emsigen Bienen allerdings, das sind im Digitalen Kapitalismus nicht mehr die Arbeiter am Fließband, sondern die User, also die Konsumenten, die Einzelnen, direkt an die Wissen-zu-Kapitaltransformationsmaschine Angeschlossen. Die Userarbeit auf den Plattformen unterscheidet nicht mehr zwischen Arbeit und Freizeit, öffentlich und privat, Tag und Nacht: Das ganze Leben wird vom Kapital direkt verwertet, der Produktionsprozess beschränkt sich nicht mehr auf die Fabrik. Die digitale Bohème hat es vorgemacht. Das Konzept Arbeit diffundiert in andere Lebensbereiche hinein, direkte Arbeit wird im Produktionsprozess immer unwichtiger.“ (Das Kapital sind wir. Zur Kritik der digitalen Ökonomie, Hamburg 2017, S. 229)

Streifzüge

KENNENLERNPAKET
6 Ausgaben um € 15



Landwirtschaft
Ausgabe N°82/2021

wertlos
unsachlich

jenseits

Wir werden in Serie geschaltet. Die Konsequenz sind amalgamierte und automatisierte Exponate. Der eigenartige Charakter der Beziehung ist maschinell produziert, er setzt normierte Regulative durch. Menschen werden in einem zweiten Durchgang industrieller Verdinglichung nicht nur zu Dingen unter Dingen, sie werden zu Maschinen unter Maschinen, zu Cyborgs. Und das Netz, das ein Spinnennetz ist, kann uns nicht dicht genug sein, weil wir letztlich mehr Angst haben, rauszufallen als dazuzugehören. Je enger die Maschen gezogen werden, je schneller wir von einem virtuellen Punkt zum anderen flitzen, desto größer wird die Gefahr sich restlos zu verheddern, ganz im virtuellen Raum zu verschwinden und sich sinnliche Potenzen zu amputieren. Wo wir uns gerade befinden, ist schwierig zu beantworten, haben wir doch überall zu sein. Wer überall ist, ist nicht da, sondern bestenfalls irgendwo. Irgendwo ist nirgendwo.

User tun, was sie nicht unterlassen können. Statt runterzukommen, fahren sie regelmäßig hoch. Verschlussene Exemplare öffnen sich. Was dabei passiert, ist nachlesbar. Leute mit psychischen Problemen – wogegen nichts zu sagen wäre –, wollen anderen Leuten ebenfalls psychische Probleme bereiten – wogegen allerdings viel zu sagen ist. Es herrscht eine dumpfe und dunkle Aufregung, eine „unproduktive Empörung“ (Karl Kraus). Was rauskommt, hilft niemandem. In den Kommentaren werden Texte kontaminiert, geraten tatsächlich in eine „diskursive Kläranlage“. Doch nicht im Sinne von Jürgen Habermas, von dem der Ausdruck stammt, denn diese Kläranlage klärt nicht, sie funktioniert invers, sie reinigt nicht, sie verunreinigt. Sie führt Denken nicht in lichte Höhen, sondern in dunkle Kanäle. Kanal-Muppets

begleiten fortan diesen Prozess. Was als einzelne Meldung eine äußerst begrenzte Reichweite hätte, wächst aufgrund von Kopien, Verlinkungen, Kommentaren und Kommentaren zu Kommentaren zu einer beträchtlichen Masse Abfall. Der ebenfalls von Kraus stammende Begriff der „Kotmeere“ ist heute zutreffender als vor hundert Jahren. Kleine Nichtse werden bedeutend, daher tummeln (und wiederum in doppeltem Wortsinn) sie sich so ungemain. Jetzt aber! Sofort!! Gemma!!! Ab die Post!!!!

Friends and Likes

Likes dokumentieren vorerst Resonanz ohne Relevanz, sie sind das monotone Monitoring einer „wechselseitigen Observanz“ (Steffen Mau). Einmal mehr sind wir wieder im Bewertungswahn gelandet. Zahlen treten auf als Verkaufsschlager. Wer hat die meisten Follower, wer wie viele Friends? Wachstum ist das Ziel. Wer sich diesem Modus beugt, verspürt Hunger und verlangt nach Sättigung, ohne je satt zu werden. Schwärme bilden sich schnell, lösen sich aber auch schnell wieder auf. Alles scheint volatil geworden zu sein. Je größer die Eskorte, desto besser Anliegen und Anleger. Gleich dem Aktionär geht es ihnen um Börsenkurse von Gefälligkeiten in einer Aufmerksamkeitsökonomie der Herostraten. Freilich quellen diverse Kanäle bereits über. Man kann dort nicht länger verweilen, ohne überschwemmt zu werden.

Friends haben mit Freunden nichts zu tun. Follower, das klingt dezidiert nach Gefolgschaft. Tatsächlich ist der Fan nicht viel besser als der Troll. Vom Typus her gleicht der Troll einem enttäuschten Fan, der mit seiner Enttäuschung nicht zurechtkommt und sie nunmehr im Netz zu



Alfred Noll, Nikolaus Dimmel

Aussichten auf den Öko-Leviathan?

Mit einer Replik von Ulrich Brand

14 • 22 cm | 122 Seiten
Leineneinband | 14,00 €



Armutskonferenz, Attac, Beigewum

Klimasoziale Politik

Eine gerechte und emissionsfreie Gesellschaft gestalten

14 • 22 cm | 256 Seiten
Hardcover | 17,00 €

bahoebooks.net

Das Signal unter den Geräuschen.



verarbeiten sucht. Feindseligkeit wird gezüchtet. Inwieweit diese in Feindschaft umschlägt, ist offen, Freundlichkeit und Respekt sind jedenfalls selten. Das auf Zustimmung oder Ablehnung dressierte Netz ist weitgehend schattierungsfrei. Ablehnung bedeutet Aversion, Zustimmung Konversion. Dazwischen klafft eine immense Leere. Auch wenn das nicht stimmen kann, kommt es so rüber und weil es so rüberkommt, ist es zumindest stimmig, vor allem auch laut. Es regiert eine binäre Dürftigkeit. Vor lauter Fokussierung auf Details kommt die Welt abhanden.

Zur Erkenntnis führen gar viele Wege. Das Internet hingegen wird immer mehr zu einer Autobahn der Ignoranz und Impertinenz. Es mag noch so viel Wissen reproduzieren, Erkenntnis mindert es. Vor lauter Fülle und Bedrängung ist Totalität unsichtbar geworden. Daten und Fakten erschlagen die Welt. Detailversessene Idioten, sogenannte Fachleute, sitzen an den Terminals und bedienen kenntnisreich eine Struktur, von der sie wenig verstehen. Zwischen Auskennen und Erkennen liegen oft Welten. Es geht nicht um das Begreifen, es geht schlicht um das Bedienen.

Die strikt dezisionistische Gefällt-Mir-Unkultur erlaubt nur eine Entscheidungsfrage, die einfach Ja oder Nein vorgibt. Auf komplexe Fragen differenzierte Antworten zu geben, ist ihre Sache nicht. Derlei ist in ihrem Repertoire nicht vorgesehen. Tickets werden zugewiesen. Klassifizierung und Typisierung okkupieren das Terrain. Ihre Kraft ist Folge der Quantität, man sollte dieses dumpfe Gewicht nicht Vermögen nennen, aber es ist zweifellos eine Belastung oder deutlicher noch eine ständige Belästigung. Dadurch, dass nur Attraktion und Repulsion zugelassen sind, können Analyse und Kritik nicht greifen. Da sie Spielverderber wären, sind ihre Zugänge gesperrt. Dafür regieren oft Fangfragen, Marke: Bist du für oder gegen Gewalt? Bist du für oder gegen die EU? Bist du für oder gegen die Sterbehilfe? Bist du für oder gegen Putin? Solche Fragen sind Beleidigungen des Geistes. In diesem Verfahren dreht sich alles um Pushen oder Canceln. Gehobene und gesenkte Daumen in diversen Onlineforen erinnern an ihre Vorbilder in der antiken Arena.

Trotz aller Fixierung ist das virtuelle Unwesen äußerst flexibel. Nicht das Fixierte ist fix, fix ist nur die Fixierung. Das ist übrigens ähnlich dem Auf-

poppen. Was an- und abturnt, ist nicht das jeweils Gepoppte, sondern das ständige Poppen. Die Sequenzen gleichen Sternschnuppen, sie leuchten kurz, aber intensiv, erlöschen schnell, aber nur um sogleich von den nächsten abgelöst zu werden. Das Firmament ist dadurch permanent erleuchtet. Es blitzt unablässig. Es ist nicht das Bestimmte, sondern die Bestimmung, die uns nahegeht, es ist nicht das Dargestellte, das beeindruckt, sondern die Darstellung. Die Aufführung ist immer wichtiger als das Aufgeführte, das Poppen wichtiger als das Gepoppte. Die Form wird zum äußersten und schärfsten Inhalt unserer Beeinträchtigung.

Zur Erkenntnis führen gar viele Wege. Das Internet hingegen wird immer mehr zu einer Autobahn der Ignoranz und Impertinenz. Es mag noch so viel Wissen reproduzieren, Erkenntnis mindert es. Vor lauter Fülle und Bedrängung ist Totalität unsichtbar geworden. Daten und Fakten erschlagen die Welt.

Es geht nicht darum, Bewusstsein zu stärken, es geht darum, Stimmungen zu erzeugen. Stimmungen legen sich auf alles und jedes, egal, was es ist oder sein möchte. Dem ist nicht zu entkommen. Stimmen sind Teil der Stimmungen. Sie produzieren reproduzierend. Angeheizt werden Stimmungen übrigens durch Verstimmungen. Verstimmung ist aber kein Gegensatz zur Stimmung, sondern als Missglücken derselben zu interpretieren, jene verweist lediglich auf mangelnde Synchronität. Stimmungen wirken als Filter oder auch als Verstärker der Wahrnehmung. Unser Eindruck ist Folge einer solchen Beeindruckung. Unsere sinnliche Gewissheit ist geradezu abhängig, ja süchtig danach. Wir kennen es nur so. So führt die spezifische Einstimmung fast unweigerlich zur allgemeinen Übereinstimmung. Praktisch auf jeden Fall, da mögen Theoretiker sich noch so sträuben. Das betrifft nicht nur die Identifikation sondern auch die Differenz. In der Differenz äußert sich die Affirmation sogar besonders raffiniert. Die Bestimmung der Kritik ist sodann nicht Negation sondern Fortsetzung. Abweichung erweist sich bloß als Abkürzung oder als Umweg. Jede Alternative wird zur Avantgarde degradiert. Alles fügt sich ein und sich dadurch, auch das Unfolgsame.

Annette Schlemmm

Utopien in dystopischen Zeiten



Schon in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts verschwanden die echt utopischen Romane aus den Verkaufsregalen und die imaginierten Zukünfte wurden laut, dreckig und technikversifft. Bis mindestens 2010 sank die Verwendung des Worts „Utopie“ in Büchern nach einem Maximum in den 1980ern stark ab, während das Wort „Dystopie“ einen starken Aufschwung nahm. Auch Ágnes Heller schrieb drei Jahre vor ihrem Tod vom „Sieg des dystopischen Denkens“ (Heller 2016: 69). Die Anzahl der Verwendung des Wortes „Zukunft“ schoss ebenfalls in die Höhe. Die „Utopie“ nimmt seit 2010 abermals Anlauf, denn angesichts der Verunsicherung durch die multiplen Krisen wird nun auch wieder verstärkt nach guten Aussichten gesucht. Diese Zahlen unterscheiden nicht nach dem Genre der Bücher, deshalb sind hier fiktionale Geschichten aus der Literatur mit sozialphilosophischen und anderen Texten bunt gemischt. Aber die Übergänge sind sowieso nicht klar und deutlich. Dies sieht man auch an Texten antiker Autoren. Platon behandelt ein ideales Staatswesen beinahe in Erzählform wahrscheinlich nicht nur als Fiktion, sondern als echte Vorausschau auf etwas zu Verwirklichendes. Dies thematisiert er, jeweils in Gesprächsform, zweimal: Zuerst in „Der Staat“ und dann in „Die Gesetze“. Rolf Schwendter findet in dieser Aufeinanderfolge ein Muster, das auch in den späteren Utopien, z.B. bei dem Schweizer Autor P.M. wieder auftaucht: „Dem ‚besten‘ Gemeinwesen folgt das ‚zweitbeste‘“ (Schwendter 1994: 46). Diese Abfolge ist z.B. auch bei Étienne-Gabriel Morelly im 18. Jhd. und Alexander Bogdanow im 20. Jhd. zu finden (und wird sich bei manchen Utopien der heutigen Zeit sicher wiederholen). In den Marsromanen von Kim Stanley Robinson werden die hochfliegenden Pläne der ersten BesiedlerInnen ebenfalls einem starken Realitäts-

schock ausgesetzt, als sie diese dann verwirklichen wollen. Aristoteles unterscheidet zwischen einer „schlechthin besten Verfassung“ und der „nach Umständen besten“ (Aristoteles Politik). Auf Letztere zielt auch Ernst Bloch mit seinem Begriff der „konkreten Utopie“: „Mein Utopiebegriff aber ist konkret, d.h. bezogen auf die in der Realität vorhandene objektive Möglichkeit“ (Bloch 1976: 115).

Insoweit Utopien auf noch offene Möglichkeiten verweisen, fallen vor allem Möglichkeiten zum Besseren in den Blick. Eine Offenheit gegenüber Möglichem muss aber nicht in diese Richtung „vorgespant“ sein, wie in der Bloch’schen Philosophie. Mögliches kann auch in eine negative Richtung gehen. Dabei hängt das, was als erwünscht und besser gilt, auch stark von den vorhandenen Verhältnissen ab: „Sage mir, welche Utopien in einem bestimmten Land zu einer bestimmten Zeit geschrieben worden sind, und ich sage Dir, wie, im Gegensatz dazu, die gesellschaftlichen Bedingungen damals dort gewesen sind.“ (Schwendter 1994: 21) Die frühen Staatsutopien z.B. von Campanella sind verständlich als Gegenbild zu einer Gesellschaft, „in der es vor Konkurrenz, Chaos, Interessenwidersprüchen, die notwendige Problemlösungen blockieren, nur so wimmelt“ (ebd.). Während seit den 70er Jahren Utopien mit mehr Ambiguität und auf jeden Fall mit dem Wunsch nach mehr individueller Freiheit vorherrschend geworden sind, könnten in Zukunft kollektivistische Utopien und jene, die eine Unterordnung unter natürliche Reproduktionszyklen implizieren, wieder zunehmen.

Auch das Verhältnis zwischen Utopien und Dystopien hängt von den realen Verhältnissen ab. Die oben genannten Zahlenverhältnisse zwischen

Utopien und Dystopien lassen sich zeitgeschichtlich durchaus einordnen. In der Geschichte gibt es immer wieder Zeiten, in denen die Zukunft offener ist als in anderen. Selbstorganisationstheorien nennen diese Zeiten „sensible Phasen“. In den Zwischenstadien ist vieles strukturell oft lange Zeit stark festgezurrt, die Zustände reproduzieren sich immer wieder, entlang von sog. „Attraktoren“. In den „sensiblen Phasen“ werden dafür die Weichen gestellt. Und was in den 90ern des vorigen Jahrhunderts oft noch als offener Möglichkeitsraum erschien, wurde nach den 2000ern durch bereits erfolgte Weichenstellungen weiter geöffnet oder verstellt. Utopien können nicht einfach weiterverfolgt werden, sondern sie müssen sich unterschiedlichen Crashtests (Schlemm 2013) stellen.

Spätestens seit der Jahrtausendwende müssen sich Vorstellungen einer besseren Welt aus marxistischem Impetus heraus die Frage stellen lassen, was von ihnen bleibt, wenn auf die vorher erhoffte Produktivkraftentwicklung verzichtet werden muss, weil sie zu einem großen Teil auf der Nutzung fossiler Energien beruhte. Einst band z.B. auch Max Horkheimer die Utopie daran. Er erkannte das Utopische einer „Assoziation freier Menschen, bei der jeder die gleiche Möglichkeit hat, sich zu entfalten“ (Horkheimer 1937/1979: 176). Die Hoffnung darauf unterscheide sich von einer abstrakten Utopie „durch den Nachweis ihrer realen Möglichkeit beim heutigen Stand der menschlichen Produktivkräfte“ (ebd.). Claude Lévi-Strauss hatte Zivilisationen, die auf der Steigerung der „verfügbaren Energiemenge pro Kopf der Bevölkerung“ (Lévi-Strauss 1975: 384) beruhen, „warme“ Zivilisationen genannt. Das postfossile Zeitalter kann kein Zeitalter „warmer“ Zivilisationen mehr sein. Worauf käme es stattdessen jetzt an? Wenn das Kriterium der Entwicklungshöhe „der Grad der Fähigkeit, mit den ungünstigsten geographischen Umweltbedingungen fertig zu werden“ (ebd.) wäre, dann wären Eskimos oder Beduinen im Vorteil. In Zukunft werden jene überleben, die mit den Folgen der Überschreitung der planetaren Grenzen, insbesondere des Klima-Umbruchs, am besten umgehen können. Bedeutet das ein „Streben weg von menschlicher Dominanz und ewigem Wachstum hin zu menschlicher Anpassungsfähigkeit und langfristigem Überleben“ (Le Guin 2020: 78)? Während sich Privilegierte dieser Erde – und dazu gehören wir alle, sofern wir (noch) nicht von Überflutungs- und Unwetterkatastrophen betroffen sind – noch krampfhaft am „business as usual“ festhalten, ballen sich die ver-

hängnisvollen Trends zu einer „katastrophischen Konvergenz“ von ökologischen Zerstörungen, ökonomischer Ungleichheit und dem Zerfall von Staaten zusammen. Bei aller Staatskritik ist dies in den konkreten Fällen bisher kein gutes Zeichen. Dies zerstört die Hoffnung u.a. darauf, mit einer ausreichend mitproduktiven Natur agieren zu können.

Rüdiger Lutz fasste einst aus vielen durchgeführten Zukunftswerkstätten sieben mögliche Zukunftsszenarien zusammen (Lutz 1988: 293). Ich hörte ihn noch in den 90ern dazu referieren: Seine Übersicht, bei der auch jedes Szenarium mit jedem anderen kombiniert werden konnte, umfasste: „Computopia“, „Raumkolonie“, „Ökopia“, „Chinatown“, „Findhorn“, „Dallas“ und „Gaia“. Die Weichen haben sich inzwischen zuungunsten von Ökopia, Findhorn und Gaia verstellt, wir erleben eine Melange aus Computopia, Chinatown und Dallas. Lutz thematisierte später nur noch eine achte Zukunft: „Corcoran“, was die Bezeichnung des Höchstsicherheitstrakts des State-Prison-Systems in der Wüste Kaliforniens ist (Lutz 2006). Die Verzweiflung über diese Weichenstellung kennzeichnete auch seinen persönlichen Niedergang. Corcoran entspricht auch ziemlich genau der möglichen Exterminismus-Zukunft aus den „4 Zukünften nach dem Kapitalismus“ von Peter Frase (2016). Die beiden Zukünfte, bei denen es gelingt, bei geringer ökologischer Zerstörung weiterzuleben, nämlich den „Rentismus“ (Überfluss mit gesellschaftlicher Hierarchie) und den Kommunismus (Überfluss mit Gleichheit), können wir wohl eh vergessen. Unter Mangelverhältnissen sieht Frase noch die Möglichkeit eines Mangels mit Gleichheit (Sozialismus) und eines Mangels unter hierarchischen Bedingungen (Exterminismus). Der Film „Elysium“ mit der Elite in der Raumstation und den auf der Erde dahinvegetierenden restlichen Menschen zeigt von der zuletzt genannten und auch wahrscheinlichsten Möglichkeit bewegte und bewegende Bilder. Und wir sind direkt auf dem Weg dorthin: Für eine globale Minderheit ist Überfluss und Freiheit von harter Arbeit längst Wirklichkeit geworden, aber aufgrund ökologischer Grenzen ist diese Lebensweise nicht für alle Menschen der Erde verallgemeinerbar. Und nicht nur die „Plutokraten“ in ihren Gated Communities, sondern auch in unseren imperialen Gesellschaften nehmen die meisten dies gerne hin und verteidigen es gegen jene, die von außen noch dazukommen wollen oder müssen. Peter Frase meint aus eigenen Erfahrungen als US-Bürger, dass

es recht leichtfällt, als Begünstigter eines historischen Genozids an den UreinwohnerInnen zu überleben. Die Frage ist also nicht, ob die menschliche Zivilisation überleben wird, sondern „wer wird den Wandel überleben“ (Tarnoff 2016). Die scheinbar verschwundene Klassenfrage entsteht neu als Überlebensfrage. Wer verfügt über die Mittel der Zerstörung und des Überlebens und wer nicht? Solange die Weichen nicht erneut herumgerissen werden, scheint es so, als blieben die Utopien ihrem Namen treu und fänden keinen Ort der Verwirklichung, was auf ihren Schatten, die Dystopien, eher nicht zutrifft.

Das zivilisierte Überleben wird zur Utopie.

Wie Hans Jonas (1979/2003) gegen bestimmte Utopien einwendet, können wir nicht mehr auf Fülle, Leichtigkeit und Muße hoffen. Ernst Bloch, der Philosoph der Hoffnung, der zwei Jahre vor dem Erscheinen von Jonas' Buch gestorben war, kannte jene Zweifel auch: „Denn ein Pessimismus mit realistischem Maß ist immerhin nicht so hilflos überrascht vor Fehlschlägen und Katastrophen, vor den entsetzten Möglichkeiten, die gerade im kapitalistischen Fortgang gesteckt haben und weiter stecken. Denken ad pessimum ist jeder Analyse, die es nicht wieder verabsolutiert, ein besserer Mitfahrer als billige Vertrauensseligkeit ...“ (Bloch PH: 228) Die Utopie liegt nicht mehr im Schneller, Weiter, Höher, Besser ..., sondern: Das zivilisierte Überleben wird zur Utopie. Hierzu sind auch Utopien nicht nur möglich, sondern überlebensnotwendig. Schon Thomas Morus wollte nicht einfach eine Vision einer besseren Welt schaffen, sondern: „Morus ist kein Optimist, dem es gegeben ist zu glauben, es werde schon alles irgendwie werden. Seinem Realismus eignet eher Pessimismus, der im Begriff Utopia zum Ausdruck kommt und Alternativen formuliert: Entweder bekommt das neue Insel-Denken einen Ort in dieser Welt – oder die Welt wird nicht mehr bleiben als eine Insel, der jederzeit die Überflutung droht.“ (Kraft 2012) Utopien in solchen dystopischen Zuständen sind nicht mehr dieselben wie anderswann und -wo. Im Buch „Wenn der Krebsbaum blüht“ hat Reinmar Cunis gezeigt, welche Stürme die utopischen Inseln in Kommunen zausen werden und dass dabei scheinbar längst überwundene Zustände auferstehen könnten: „Die Menschen begannen, sich mit der europäischen Vergangenheit zu beschäftigen, die sie glorifizierten und nachzuahmen versuchten. Der Feudalismus gelangte wieder zu Ansehen, mit

ihm Fürsten und Geldadel. Gegen Mitte des Jahrhunderts wurde auch eine neue Form der internationalen Wirtschaft erkennbar, die nicht mehr auf Kapitalbesitz, sondern auf Handel gegründet ist.“ (Cunis 1987: 443, vgl. Schlemm 2017) Die Leute im Rest einer Stadtkommune bekommen ständig gesagt: „Ihr Träumer! Ihr lebt im selbstgemachten Paradies, und rings um euch herum ist seit fünf- undreißig Jahren Krieg [...] Euer System ist ein Schönwettersystem, hab ich's nicht immer gesagt? Beim ersten Sturm hält es nicht mehr stand.“ (49, 123) Auch Doris Lessing antizipierte in den „Memoiren einer Überlebenden“ den Untergang von hoffnungsvollen Alternativen: „... was soll man über die zahllosen Bürgerinitiativen sagen, die noch bis ganz zum Schluß gegründet wurden, zur Durchsetzung aller erdenklichen ethischen oder sozialen Ziele: zur Verbesserung der Altersrenten, in einer Zeit, da der Geldverkehr vom Tauschhandel abgelöst wurde [...]. Narrenposen. Mit Eimerchen und Schaufelchen gegen eine Sturmflut antreten, sich vor dem Spiegel die Krawatte oder das Make-up richten, während das Haus einstürzt [...]“ (Lessing 1974/1985: 127)

Science-Fiction ist auch diesen Veränderungen auf der Spur. Zukunftserzählungen enthalten seit ein paar Jahren nun schon oft die Folgen der derzeit beginnenden Klima-Umbrüche. Dass Lower Manhattan in den Fluten steht, wird für die in dreihundert Jahren lebenden Menschen selbstverständlich sein, denn sie wurden hineingeboren in diese Situation. Und die Toten der Klimakriege werden dann von den Lebenden so weit weg sein wie heute die Toten des Dreißigjährigen Kriegs und weiter zurück. Was für eine Perspektive! Leider für uns Heutige, die da noch durchmüssen, keine gute. Insgesamt gibt es jetzt schon eine Menge „Climate Fiction“ (Milner, Burgmann). Nicht alle gehen dystopisch mit dem Thema um, wenn man Dystopien als „Schöpfungen der Einbildungskraft in Verbindung mit bestimmten Ansichten einer Zeit und der Leidenschaft der Furcht“ (Heller 2017: 17) versteht. Mich beeindruckt vor allem die eben geschilderte Kaltschnäuzigkeit des historischen Abstands, den die Nachkommenden haben könnten. Auf diese Weise sind diese Romane nicht mal mehr Warnungen, denn sie sehen das als vergebene Mühe an. „Das einzige Bedürfnis, das sie zu befriedigen versuchen, ist, keine Lügen zu erzählen – das Bedürfnis nach Ehrlichkeit.“ (Heller 2016: 92) Wenn wir dies in gesellschaftstheoretischen und vor allem -antizipierenden Kreisen wenigstens auch erreichen könnten!

Wenn die beiden Zukünfte in Frases Übersicht, die auf relativ glimpflichen ökologischen Zerstörungen basieren, inzwischen nicht mehr möglich sind, so sind immer noch zwei möglich: Jene mit der Ausgrenzung und Vernichtung von „überflüssigen“ Menschen (bei ihm „Exterminismus“ genannt) und die einer solidarischen Menschheit auf gleichberechtigter Grundlage, wenn auch unter Mangelbedingungen („Sozialismus“ genannt). Wenn wir schon schlimme ökologische Zerstörungen nicht mehr völlig verhindern konnten, so können wir mit den auftretenden Not- und Mangelsituationen immer noch auf die eine oder andere Weise umgehen. Eine konkrete Utopie, das heißt die Vorstellung einer unter dystopischen Umständen besten Welt, kann aufgrund der Naturzerstörungen nur noch eine Nach- bzw. eine In-Kollaps-Utopie sein. Auch alle neuen Utopien entspringen dabei, wie die von Thomas Morus, der Frage nach einem möglichen Ausweg vor und im Abgrund. Die Flut kann nicht mehr verhindert werden, nur noch abgemildert, und auch das wäre schon eine Utopie. Jedes Zehntelgrad weniger global-durchschnittliche Temperaturerhöhung verbessert die Lebensbedingungen auch nach 1,5 oder 2 Grad. Deshalb ist die Befürchtung, mehr Ehrlichkeit über den schlimmen Stand der Lage könne die Menschen apathisch machen, eine Unterstellung, die verhindert, dass wir uns rechtzeitig auffassen. Denn nicht die Angst ist das Problem, sondern ihre Nichtverarbeitung und Nichtakzeptanz. Die Zeitschrift „oya“ begann ehrlicher Weise mit der Konstatierung der Tatsache, dass „egal was wir tun – der Weg in eine nachhaltige Welt [...] durch ein Tal der Tränen führen“ wird (Heimrath 2010). Hier werden keine Utopien des besseren Lebens beschworen, sondern es wird die „Post-Kollaps-Gesellschaft“ vorbereitet. Die Thematisierung des Kollapses wird zwar leider tunlichst vermieden, aber alles, was hier als „enkeltauglich“ durchgeht, kann nach und im Kollaps ein würdevolles Leben ermöglichen, wenn auch nicht unbedingt in „Fülle, Leichtigkeit und Muße“. Utopisches Denken und Handeln ist immer noch möglich, wenn auch unter Trauerflor der bereits verlorenen Möglichkeiten. Jetzt erst recht!

LITERATUR

- Bloch, Ernst 1976: „Ein Marxist hat nicht das Recht, Pessimist zu sein“. Gespräch mit Jean-Michel Palmier, in: Tagträume vom aufrechten Gang. Sechs Interviews mit Ernst Bloch. Hrsg. und eingeleitet von Arno Münster, Suhrkamp, 101f.
- ders.: Das Prinzip Hoffnung, Werkausgabe Band 5, Suhrkamp 1985.
- Cunis, Reinmar 1987: Wenn der Krebsbaum blüht, München: Heyne.
- Fraser, Peter (2016): Four Futures. Life after Capitalism. Visions of the World after Capitalism, Verso.
- Heimrath, Johannes 2010: Auf in die Post-Kollaps-Gesellschaft, in: oya #2.
- Heller, Ágnes 2017: Von der Utopie zur Dystopie. Was können wir uns wünschen?, Edition Konturen.
- Horkheimer, Max 1937/1979: Traditionelle und kritische Theorie, in: ders.: Die gesellschaftliche Funktion der Philosophie, Suhrkamp, 145f.
- Jonas, Hans 1979/2003: Das Prinzip Verantwortung, Suhrkamp.
- Kraft, Dieter 2012: Utopie – Verständnis und Missverständnis einer verbogenen Kategorie, in: UTOPIE. Magazin für Sinn & Verstand.
- Le Guin, Ursula K. 2020: Am Anfang war der Beutel. Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie das Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft, Klein Jasedow: thinkOya, Drachen Verlag.
- Lessing, Doris 1974/1985: Die Memoiren einer Überlebenden, in: Arbeits-texte für den Unterricht: Utopie, Reclam.
- Lévi-Strauss, Claude 1975: Strukturelle Anthropologie II, Suhrkamp.
- Lutz, Rüdiger (1988): Sieben Zukunftsszenarien, in: Pläne für eine menschliche Zukunft, Weinheim, Beltz, S. 291f.
- ders. 2006: Die achte Zukunft: CORCORAN als Herausforderung an die sanfte Wende, in: Philosophenstübchen <https://www.thur.de/philosophenstuebchen/gast/ruediger/lutz18.htm>
- Schlemm, Annette 2013: Schönwetter-Utopien im Crashtest, Packpapier-Verlag.
- dies. 2017: <https://philosophenstuebcchen.wordpress.com/2017/03/18/wenn-der-krebsbaum-blueht/>
- dies. 2021: Wenn Utopie und Überlebensnotwendigkeit zusammenfallen. Die Philosophie von Ernst Bloch und Hans Jonas im Licht aktueller Probleme, in: VorSchein 37. Jahrbuch 2019 der Ernst-Bloch-Assoziation, ANTOGO Verlag 2021, 145f.
- Schwendter, Rolf 1994: Utopie. Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff, Edition ID-Archiv.
- Tarnoff, Ben 2016: Four Futures: Life After Capitalism review – will robots bring utopia or terror? <https://www.theguardian.com/books/2016/nov/24/four-futures-life-after-capitalism-peter-fraser-review-robots>

Neuerscheinungen



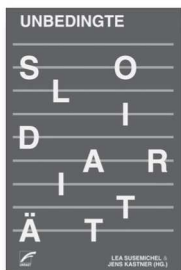
**Die Plünderung
Lateinamerikas
im 21. Jahrhundert**

Andy Robinson
Gold, Öl und Avocados
Die neuen offenen Adern
Lateinamerikas
320 Seiten | 19.80 €



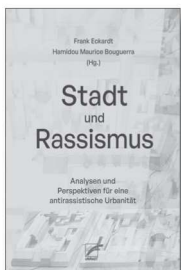
**Eine Einladung an alle,
Teil einer inklusiven
und solidarischen
feministischen
Bewegung zu werden**

bell hooks
Feminismus für alle
148 Seiten | 14 €



**Solidarität ist kein
Tauschgeschäft
mit Kosten-Nutzen-
Abwägung**

Lea Susemichel,
Jens Kastner (Hg.)
Unbedingte Solidarität
312 Seiten | 19.80 €



**Orte rassistischen
Geschehens und des
Widerstands dagegen**

Frank Eckardt &
Hamidou Bouguerra
Stadt und Rassismus

Perspektiven für
eine antirassistische
Urbanität
424 Seiten | 19.80 €



**»Decolonize!« –
Eine Einführung
in Theorie und
Diskussion**

Jens Kastner
**Dekolonialistische
Theorie aus
Lateinamerika**

Einführung und Kritik
208 Seiten | 16 €



**Der tägliche
Begleiter für die
antifaschistische
Hosentasche**

Antifaschistischer
Taschenkalender 2022
208 Seiten | 7 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

IMMATERIAL WORLD

DER Kapitalismus ist ein Erfolgsmodell. Dumm ist nur, dass Bestandteil dieses Erfolgs ist, die natürlichen Lebensgrundlagen – uns darin eingeschlossen – zu zerstören. Dabei geht es nicht nur um die Klimakatastrophe, die der Kapitalismus erfolgreich produzierend in die Welt gesetzt hat. Viel weniger Aufmerksamkeit bekommen andere Verherungen, etwa die geozitlich gesehen sechste Welle des Artensterbens, die Meeresversauerung und Überfischung, das Aufbrauchen der Süßwasservorräte, die Zerstörung der Böden und Wälder, die Vergiftung der Biosphäre usw. Alle Indikatoren deuten darauf hin, dass es der Kapitalismus schaffen wird, die globale Menschheit in den Kollaps zu produzieren. It's not a bug, it's a feature.

Der Kern des destruktiven Erfolgs ist der intrinsische Wachstumszwang des Kapitalismus. Als Treiber dafür können zwei Elemente ausgemacht werden, Geld und Eigentum. Beide sind nicht voneinander zu trennen, ich will sie hier dennoch nacheinander durchgehen.

Das Geld steht für die Spaltung von als Waren produzierten Gütern in zwei Aspekte: jenen, der die Bedürfnisse befriedigt, der Gebrauchswert, und jenen, der die gesellschaftliche Verteilung organisiert, der Wert oder eben das Geld. Verkürzt gesagt stehen damit Bedürfnisse und Geld in zwei getrennten Lagern. Wir fragen nicht, was wir für unsere Bedürfnisse brauchen, sondern was wir bezahlen können. Gleichzeitig ist beides aneinander gekoppelt: Wir bekommen die Sache für unsere Bedürfnisse nur, wenn wir sie auch bezahlen können. Soweit zur Konsumseite.

Schauen wir nun auf die Produktionsseite, können wir den Wachstumszwang verstehen. Dazu dient folgende modellhafte Skizze. Nehmen wir ein individuelles oder kollektives Kapitalgebilde, ein Unternehmen oder eine Branche, kurz: ein Kapital. Das Kapital investiert in Produktionsvoraussetzungen und Arbeitskraft, um Waren zu produzieren und zu verkaufen. Aus dem Verkauf der Waren werden die (Kredite für die) Produktionsvoraussetzungen bezahlt. Die Arbeitskraft bekommt einen Teil der verbleibenden Gewinne als Lohn. Der Rest wird vom Kapital als Profit angeeignet. Nun kommt's: Von dem Lohn können die Arbei-

Stefan Meretz

Wachstum – dystopischer Wahn

tenden die von ihnen hergestellten Waren nicht komplett zurückkaufen. Sie können nur die Waren kaufen, die – mehr oder weniger, das hängt auch von sozialen Kämpfen ab – ausreichen, um ihre Arbeitskraft zu erhalten. Wer kauft den Rest? Der kann nur von weiteren entlohnten Arbeitenden gekauft werden. Dazu muss die Produktion ausgedehnt werden. Die Investition dafür wird aus dem vorherigen Profit bezahlt. Damit steht jetzt zwar mehr Kaufkraft zur Verfügung, doch gleichzeitig wird auch wieder mehr produziert – wo kommt die Kaufkraft dafür her? Dazu muss wieder mehr produziert werden, damit die neuen Beschäftigten von ihrem Lohn etc. pp. Das bedeutet, schon die Spaltung in Gebrauchswert und Wert, in Bedürfnisse und Geld, erzeugt einen inneren Expansionsdrang.

Im Sozialismus läuft es im Prinzip genauso, nur dass der Mehrwert nicht von einem Kapital angeeignet wird, sondern vom Staat. Definitorisch ist das dann zwar keine Ausbeutung, doch für die Arbeitenden bleibt es das Gleiche: Sie können nicht alle von ihnen produzierten Waren zurückkaufen, was genauso zu Wachstum nötig ist. Allerdings ist der Antrieb, die Produktion auch tatsächlich auszuweiten, hier viel geringer. Denn es fehlt das zweite Element, das wir im Kapitalismus finden.

Es ist das Privateigentum, es macht den Wachstumsdrang vollends zum Wachstumszwang. Wie das? Eigentum erlaubt den Ausschluss von Anderen von der Verfügung über eine Sache. Es ist die rechtliche Basis kapitalistischer Exklusionslogik. Es trennt alle von allen, so auch die Produzent*innen voneinander. Sie produzieren jeweils für sich und konkurrieren auf dem Markt um die begrenzte Kaufkraft – siehe oben. Die Konkurrenz zwingt sie zur Innovation, zur Verbilligung der bestehenden Produktion oder zur Schaffung neuer Produkte. Beides braucht Investitionen, und wer größer ist, kann mehr Geld (oder Kredit) einsetzen. Skaleneffekte – größere Mengen zu produzieren verbilligt die Stückkosten – tragen ihr übriges dazu bei. Wer es nicht schafft, den eigenen Marktanteil durch Innovation zu halten oder zu vergrößern, wird von der Konkurrenz verdrängt, die dem gleichen Zwang unterliegt. Nur wer wächst, überlebt. Q.e.d.

Die Exklusionslogik hat auch eine sachliche Seite, die Externalisierung. Um die Produktion zu verbilligen, wird alles rausgeworfen, was sie potenziell verteuert: Menschen- und Umweltschutz. Und es muss potenziell alles einverleibt werden, was verwertbar ist: Erdkruste, Biosphäre, Menschen. Die Ironie ist, dass die kapitalistische Warenproduktion damit genau jene Produktionsfaktoren zerrüttet, die sie eigentlich braucht.

Weil jedoch die Grundlagen der Produktion geschützt werden müssen, es die einzelnen Unternehmen jedoch nicht hinbekommen, ist der Staat notwendig. Auflagen und Einschränkungen sind für das Kapital kein Problem, solange sie für alle gleichermaßen gelten. Das Kapital flehte im 19. Jahrhundert den Staat an, die überbordenden Arbeitszeiten rechtlich zu begrenzen, weil sonst die kollektive Arbeitskraft ruiniert werde. Aufgrund der Konkurrenz brachten sie das selbst nicht zu Stande. Damals ging es um die Konkurrenz innerhalb eines Nationalstaats, heute geht es um die globale Ebene. Hier verhindert die Konkurrenz der Nationalstaaten untereinander den globalen Rettungseingriff.

Das bringt manche auf die Idee, dass ein Weltstaat den Kapitalismus bändigen könnte. Sie übersehen jedoch, dass staatliche Eingriffe meist erst im Nachhinein erfolgen. Das kann halbwegs funktionieren, solange die Auswirkungen der Externalisierung örtlich und zeitlich begrenzt sind. Bei den oben beschriebenen multiplen Katastrophen handelt es sich jedoch sowohl um globale wie um lange nachlaufende Prozesse. Auch punktuelle weltstaatliche Eingriffe wären „strukturell zu klein“ und kämen „strukturell zu spät“. Das gilt erst recht für die wesentlich dürftigeren „internationalen Abkommen“, mit denen wir es heute zu haben.

Solange Geld und Eigentum im Spiel bleiben, ist daran prinzipiell nichts zu ändern. Das bedeutet nicht, dass die Wirkungen von Geld und Eigentum nicht abschwächbar wären. Commons und solidarische Ökonomien machen das. Sie versuchen gegen die hinter unserem Rücken wirkende ökonomische Wachstums- und Destruktionsmechanik mehr Solidarität und Mitweltschutz durchzusetzen. Besser als nichts. Nötig wäre jedoch die Aufhebung von Geld, Eigentum, Markt, Staat – des Kapitalismus.

Götz Eisenberg

Der Maulwurf ist tot

*„Weltformel nicht in Sicht:
vermutlich alles sinnlos.“
(Wolfgang Herrndorf)*

Auf dem Rückweg von meiner Badestelle am See stieß ich auf einen toten Maulwurf. Er lag mitten auf dem Weg. Er konnte noch nicht lange tot sein, denn das Tier schien äußerlich unversehrt und war noch nicht in Verwesung übergegangen. Es lag auf dem Rücken, die schaufelartigen Arme seitlich ausgestreckt – wie aufgebahrt.

Der Maulwurf war für Marx ein Revolutionssymbol. Wie so Vieles hat Marx auch die Maulwurfs-metapher von Hegel übernommen. Das Kommende, heißt es bei Hegel, treibt sich mitunter „sous terre“ herum: „Der Geist gräbt oft wie ein Maulwurf unter der Erde fort und vollendet sein Werk.“ Der Maulwurf gehört im wahrsten Sinn des Wortes zu den Bodentruppen des Weltgeistes. Er wühlt in nicht-revolutionären Zeiten unter der Erde weiter, bis er eines Tages wieder an der Oberfläche auftaucht und seinen revolutionären Mulm aufwirft. Marx lobte seine unterirdische Vorarbeit in seiner Schrift *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*: „Brav gewühlt, alter Maulwurf!“ Da lag nun das Wappentier der Revolution tot auf einem staubigen Waldweg. Ich nahm das als Symbol dafür, dass der kritische Geist jetzt auch unterirdisch nicht mehr weitergräbt. Es ist, um im Bild zu bleiben, Schicht im Schacht.

Unsere Generation hatte das Glück, der Göttin der Geschichte, die einmal für sinnvolle Zeitabläufe zuständig war, noch persönlich zu begegnen. Kurz darauf zog sie sich in den Olymp zurück und meidet seither den Kontakt mit den Menschen. Diese Begegnung hat in unserer Generation tiefe Spuren hinterlassen, die man Prägung nennt. Überall sehen wir sie am Werk, jede noch so flüchtige soziale Bewegung wird von uns mit geschichtsphilosophischen Bedeutungen aufgeladen. Nachdem die Arbeiterklasse sich endgültig geweigert hat, ihre historische Mission zu erfüllen, haben wir die Rolle des revolutionären Subjekts allen möglichen Gruppierungen angetragen. Keine hat sie länger als eine Saison gespielt. Nun wird das Stück abgesetzt. Nachfolgende Generationen werden das Problem mit der Geschichte nicht mehr haben. Die Kinder

des Konsums leben in einem dumpfen, formlosen Präsenz. unlängst blätterte ich in einem Band mit Briefen, die Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sich nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben haben. Ich stieß dabei auf einen Brief von Adorno aus dem Jahr 1957. Dort heißt es: „Zum Schluss noch ein Gedächtnis: in allen Bewegungen, welche die Welt verändern möchten, ist immer etwas Altertümliches, Zurückgebliebenes. Das Maß dessen, was ersehnt wird, ist immer bis zu einem gewissen Grade Glück, das durch den Fortschritt der Geschichte verloren gegangen ist. Wer sich ganz auf der Höhe der Zeit befindet, ist immer auch ganz angepasst, und will es darum nicht anders haben.“

In Termini von Ernst Bloch: Ohne *Ungleichzeitigkeit* keine *Übergleichzeitigkeit*. Die Kraft der Antizipation stammt aus der Differenz-erfahrung, das heißt aus der Erinnerung daran, dass es einmal anders war. Widerstand kann nur leisten, wer eine Differenz-erfahrung gemacht hat und im Bloch'schen Sinn ungleichzeitig ist. Es muss noch etwas nicht ganz von der Warenform Erfasstes vorhanden gewesen sein, von dem man wenigstens noch einen Zipfel zu fassen bekommen hat. Das macht einem ein Gedächtnis, aus dem die Fähigkeit erwachsen kann, dem Bestehenden das Realitätsmonopol streitig zu machen. Wenn die Erinnerung an den Gebrauchswert gänzlich getilgt ist, ist die Entfremdung komplett und jeder Ausweg verbaut. Es wäre die vollendete Eindimensionalität, die Herbert Marcuse bereits Anfang der 1960er Jahre von den USA aus heraufziehen sah. Sie wurde kurz darauf durch die weltweite Revolte der Studenten und Jugendlichen aufgebrochen. Für einen kurzen geschichtlichen Augenblick schien noch einmal alles, oder fast alles möglich. Nun, nach Jahrzehnten neoliberaler Herrschaft des losgelassenen Marktes, hat sich das Bestehende zur „Herrschaftstotalität von Verdinglichung“ (Hans-Jürgen Krah) verfestigt, in der Widerstand nur noch in Form des Vandalismus oder Wahnsinns möglich zu sein scheint. Es tut weh, diese Gedanken zu denken, aber wir müssen sie zulassen und der noch so schmerzhaften Wahrheit ins Auge sehen.

Franz Schandl

Dystopische Reagenzien



Die Moderne modert unter dem Vorzeichen der Dystopie. Nicht wenig ist die Rede von ihr und diese wird zusehends mehr. Chic ist das Thema zweifellos auch.

Indes verursacht der Terminus schon auf begrifflicher Ebene einige Probleme. Entweder gibt es gar keine Dystopie, da sie bloß als negative Projektion eines zukünftigen Zustands denkbar ist. Was ist, kann gar nicht dystopisch sein. Auf keine Gegenwart träfe sie dann zu. Gegenwart hingegen wäre das Obligate, die alltäglich erfahrene Normalität. Aktualität und Dystopie schlossen sich also aus. Oder aber, Variante zwei, wir leben andauernd in einer solchen. Auch das ist nicht ganz von der Hand zu weisen, betrachten wir Normalität als das stets Ungewollte. Gegenwart und Dystopie wären also eins.

Utopien in emphatischem Sinne sind hingegen kaum präsent, sie wirken altbacken und langweilig, haben gar nichts vom Prickel eines Katastrophenszenarios. Das Gute wird zusehends verlacht, ist wirklichkeitsfremdes Gutmenschentum. Es muss schon ein schräger Gefühlshaushalt bestimmend sein, wenn gerade das, was wir uns nicht an uns selbst wünschen, doch ziemlich aufgeht. Man denke ganz naheliegend an Computerspiele oder Filme. Es herrscht eine sadomasochistische Grundstimmung. Diese Mischung aus Unterwerfung und Übergriff bestimmt übrigens auch das gemeine Verhalten in der Corona-Krise. Angst wird zur Grundbefindlichkeit, die auch eifrig geschürt wird. Wir haben uns zu fürchten. Kategorisch versetzt uns die Seuche mit dystopischen Keimen. Auch das ist ansteckend. Wir werden beschädigter rauskommen als wir reingegangen sind, falls wir überhaupt rauskommen. Denn nach den aktuellen Kriterien ist nicht zu erkennen, wie sich das bewerkstelligen ließe, höchstens das Virus kollabiert in den nächsten Monaten. Das ist nicht ausgeschlossen, aber doch unwahrscheinlich.

Das Leben verlagert sich in virtuelle Räume, Nähe wird zur Gefahr. Die Anderen sind als Bedrohung zu denken. Das digitale Universum wird zum

maßgeblichen. Jedes maskierte Exponat hat ein Handy in der Hand oder einen Laptop eingeschaltet, um angeschlossen zu bleiben. Es droht eine Periode von Überwachung und Kontrolle, Sanktion und Stigmatisierung. Selbst Rudimente des Weltvertrauens werden so schnell nicht wiederherstellbar sein, wenn überhaupt. Hochrüstung und Ausweitung des medizinisch-technisch-pharmazeutischen Komplexes und seiner Apparaturen in Wissenschaft und Gesellschaft werden die Folgen sein. Die Lagen sind kryptisch wie die Reflexe. Im digitalen Zeitalter wird die sinnliche durch die elektronische Kommunikation abgelöst. Das ist fundamental. Wir leben ein Leben, das vor einer Generation nicht einmal gedacht werden konnte, jetzt jedoch zur unhintergehbaren Realität wird. Von der Bürokratie bis zum Sex, vom Geschäft bis zum Gespräch, wir verkehren zunehmend virtuell. Ein Schub folgt dem nächsten. Ein Raum nach dem anderen wird einkassiert. Es geht schneller als wir begreifen, falls wir überhaupt begreifen, was geschieht. Vielleicht liegt die wahre Dystopie auch darin, nicht mehr begreifen zu können. Kollektiver Wahn greift um sich, auch wenn seine Diversifikationen ganz spezifische und widersprüchliche Ausformungen annehmen.

Kein Konflikt der letzten Jahre war so zugespitzt wie dieser. Die dominante Erzählung ist eine, die nur noch die Nacherzählung duldet und das Gebet einfordert. Kein Aufbruch scheint anzustehen, die vernehmbaren Einwände zum herrschenden Narrativ sind oft noch abgedrehter als der serielle Irrsinn der Konvention. Der Wahn ist ein generelles, kein spezielles Problem. Viel Ende ist zurzeit, aber nirgendwo ein Anfang. Daran haben wir uns gewöhnt und es scheint, als könnten wir uns das auch gar nicht mehr abgewöhnen. Das versäumte Leben wird in pandemischen Zeiten geradezu multipliziert. Die Angst um das Leben (egal ob berechtigt oder übertrieben), schafft dieses prophylaktisch ab. Wir sitzen in der Kammer und geben uns dem Kummer hin. Sosehr es uns auch reicht, uns reicht es noch immer nicht.

Maria Wölflingseder

Mensch 2.0

Seit 25 Jahren frönen wir in den *Streifzügen* der Transformationslust. Seitdem hat sich die Welt ordentlich transformiert. Allerdings kaum in Richtung unserer Vorstellungen. Mittlerweile steht nicht weniger auf der Agenda jener, die mehr Erfolg mit ihrer Verwandlungskunst haben, als die Überholung des Menschseins selbst. Das Zeitalter des Trans- bzw. Posthumanismus wurde proklamiert. Mensch 2.0 ist bereits im Anmarsch. Als ob er/sie/es eine logische Weiterentwicklung des herkömmlichen Modells mit all seinen Mängeln wäre. Mensch hat im wahrsten Sinn des Wortes ausgedient. Geht es doch nicht nur um die Steigerung seiner Effizienz, um die Eliminierung seiner „Reparaturanfälligkeit“, sondern im zu Ende gehenden Zeitalter der Verwertung der Arbeitskraft hat es das Kapital längst auf unseren Körper selbst und seine Erfahrungen abgesehen.

Wir stehen vor einer „Wende menschheitsgeschichtlichen Ausmaßes“, einem „Übergang vom Industriezeitalter in ein neues, kybernetisches Zeitalter, im Sinne einer Mensch-Maschine-Verbindung“, so Hannes Hofbauer und Andrea Komlosy, die sich dem Thema in mehreren Beiträgen gewidmet haben. Nun wird all unser Tun und Lassen, ja unser Denken, unsere Gesundheit und Krankheit Betreffendes auf vielfältige Weise digital verwertet. Big Data sammelt und verarbeitet. Der Daten-Rohstoff dient einerseits kommerziellen Zwecken, dem Verkauf von Dienstleistungen und Produkten, andererseits zunehmend der staatlichen Kontrolle und Steuerung. Impfungen sowie unzählige Selbstoptimierungsmaßnahmen für immer höhere Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit sind auch deshalb monetär besonders lukrativ, weil sie am gesunden Körper vollzogen werden und somit für jeden anwendbar sind.

Die meisten Menschen scheinen selbst einer rigorosen Überwachung phlegmatisch entgegen zu sehen. „Ich habe ja nichts zu verbergen.“ Diese Einstellung zeugt von wenig Ahnung, was uns bevorsteht. Andernorts wird bereits mittels Gesichtserkennung der richtige Ausdruck unseres Konterfeis kontrolliert. Wer kein freundliches Gesicht aufsetzt,

darf gar nicht in die Arbeit. Oder an Chinas Schüler:innen wird die elektronische Rundum-Beeinflussung akribisch erprobt: von der Nahrungsaufnahme bis zum Aufmerksamkeitspegel. Alleine die Massenüberwachung via Gesichtserkennung im öffentlichen Raum bietet ungeahnte Möglichkeiten – dagegen waren jene aller bisherigen Diktaturen ein Klacks.

Die Frage, ob alles, was gemacht werden kann, auch gemacht werden muss, und ob, was gemacht worden ist, auch verwendet werden muss, erscheint angesichts der uns eingepfachten Heilserwartung an die Technik völlig absurd. Obwohl der Wissenschaftskritiker Erwin Chargaff (1905–2002) in seinen zahlreichen Essaybänden unermüdlich gewarnt hat: „Der Fluch der Machbarkeit und der Fluch der Verwendbarkeit haben sich beide als pseudoreligiöse Dogmen konstituiert. Nichts hat unsere Welt so vergiftet – auch im wörtlichen Sinn – wie diese Unheilbotschaften.“

Wohl einer der himmelschreiendsten Widersprüche: Die vierte industrielle, also die digitale Revolution hätte doch – sinnvoll angewandt – tatsächlich viel dazu beitragen können, unseren Planeten zu retten, die Menschen von schwerer, gefährlicher, gesundheitsschädigender und stupider Arbeit zu befreien, und auf vielfache Weise ein gutes Leben für alle zu ermöglichen. Zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte ist diese Möglichkeit aufgrund des umfassenden Wissens und der technischen Gegebenheiten vorhanden. Aber unter den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen, unter dem systemimmanenten obersten Gebot der Geld- und Machtvermehrung wird geradezu das Gegenteil forciert. Ökologischer und anthropologischer Suizid nicht ausgeschlossen.

Ist es mit der Erkenntnis des Zukunfts- und Friedensforschers Robert Jungk (1913–1994) bereits zu spät? „Wir haben mit den Mächtigen paktiert und uns von ihnen für ihre Ziele einspannen lassen. ... Wir lehnen die Präntation der angewandten Wissenschaft ab, ... denn die Technik, die Atomindustrie, die in die Natur eingreifende Biologie, die menschen-sortierende und praktische Psychologie haben den Weg der Wahrheit verlassen und sich zu Instrumenten der Versklavung machen lassen. Indem sie der Unmenschlichkeit Vorschub leisten, gefährden sie die Quelle jeden möglichen wirklichen Fortschritts: die furchtlos fühlende und denkende Persönlichkeit.“

Emmerich Nyikos

Erewhon oder: Der Spiegel aus dem Nirgendwo

1. Utopien sind Phantasiegebilde – daher heißen sie auch so, weil die Schauplätze *ou-topoi* = „Nicht-Orte“ sind –, deren eigentlicher Sinn darin besteht, eine fundamentale Kritik an der aktuellen Gesellschaft des Autors zu üben: indem man zeigt, wie es anders sein könnte. Dadurch, dass man Zustände anderswo porträtiert oder so tut, als ob man porträtierte – vornehmlich auf einer fiktiven Insel, wie das bei Thomas Morus’ „Utopia“, Tommaso Campanellas „Civitas solis“, Francis Bacons „Nova Atlantis“ und auch noch bei Étienne Cabet’s „Icarie“ der Fall ist, Zustände, die das glatte Gegenteil dessen sind, was kritisiert werden soll –, wird versucht, eben an dem, was der Autor als bedenklich begreift, Zweifel zu säen und ihm die Selbstverständlichkeit, die es scheinbar besitzt, zu entziehen. Dystopien (griech. *dys* = „nicht der Norm entsprechend“ oder „von der Norm in krankhafter Weise divergierend“) üben demgegenüber Kritik, indem sie aktuelle (wirkliche oder vorgestellte) Tendenzen dieser Gesellschaft in das Bild eines extrem unerwünschten Zustandes extrapolieren – es sei denn, es handelt sich dabei überhaupt nur um bloße Zerstreung, um *entertainment* in einem schlechten Sinn.

Samuel Butlers Roman „Erewhon“ (was natürlich die Verkehrung von *nowhere* ist) dürfte in diesem Genre womöglich ein Unikum sein: eine Utopie, weil sie *woanders* (und nicht später im historischen Zeitablauf) spielt (und natürlich auch als ironische Kritik an den Verhältnissen des viktorianischen England gelesen werden kann), zugleich aber auch dystopisch, denn die Zustände, die dort beschrieben werden, sind nicht sehr schmeichelhaft. Was dieses Werk jedoch von allen sonstigen dystopischen Romanen unterscheiden dürfte, ist, dass, mutatis mutandis, die Zustände, die beschrieben werden, *schon eingetreten sind*: de nobis fabula narratur.

Samuel Butler,
Erewhon oder
Jenseits der Berge,
Eichborn-Verlag
(1994)



Wenn, wie es gelegentlich heißt, Geschichtsschreiber rückwärtsgewandte Propheten sind, dann könnte man sagen, dass Samuel Butler ein vorwärtsgewandter Geschichtsschreiber ist. Denn das Buch „Erewhon“ liest sich streckenweise wie eine Historiographie aktueller Zustände, unter dem Vorbehalt freilich, dass Historiker (weil sie so wie Propheten zwangsweise im Dunkeln tappen müssen) nie ganz (oder überhaupt nur ansatzweise) in der Lage sind, die Geschichte in allen ihren Details in den Griff zu bekommen (was freilich nicht heißt, dass sie nicht in den *Begriff* zu bekommen wäre): „wie es wirklich gewesen“, wird man nie wissen können. Und das gilt natürlich dann auch für die prospektive Historie.

2. Samuel Butler wurde 1835 in Langar, Nottinghamshire, geboren und ist 1902 in London gestorben. Er war Schafzüchter, Maler, Komponist, Literaturtheoretiker, d.h. Homer- und Shakespeare-Forscher, Bewunderer und Gegner Darwins (mit lamarckistisch-epigenetischen Tendenzen) und schließlich auch Literat, ein Schriftsteller, von dem allerdings nur zwei Romane publiziert worden sind: das posthume Werk „The Way of All Flesh“ (1903), eine schonungslose Obduktion der viktorianischen Gesellschaft, und eben „Erewhon or Over the Range“ (1872), der romaneske Bericht über ein Land, das auf den ersten Blick dem „zivilisierten“ England des Autors durchaus ähnlich er-

scheint (mit Universitäten, Gerichten, König und Banken und all den anderen Institutionen, die man sich in einem „zivilisierten“ Land üblicherweise erwartet), obwohl es am anderen Ende der Welt gelegen und, wie uns der fiktive Erzähler versichert, seit undenklichen Zeiten vom Rest der Menschheit getrennt ist, das aber auf den zweiten Blick sich als Inkarnation der Verschrobenheit entpuppt, an die trotz allen Bemühens die Welt des Autors, das viktorianische England, durchaus nicht heranreichen konnte.

Denn Erewhon, in das der Protagonist des Romans, von Beruf Schafzüchter in einer nicht namentlich genannten Kolonie des Vereinigten Königreichs, die durch einige unzugängliche Bergketten von dieser fiktiven Örtlichkeit getrennt ist, zufällig auf der Suche nach neuen Weidegründen gelangt, ist ein Staat, in dem alles auf den Kopf gestellt ist: ein Schilda in der Dimension eines Reiches.

3. Wir wollen hier nicht eine detaillierte Inhaltsübersicht des Buches liefern – es ist lesenswert und man sollte es daher auch unbedingt lesen, sodass die Notwendigkeit eines solchen Überblicks eigentlich entfällt –, sondern beschränken uns auf einige Aspekte, die, wie wir meinen, unsere gegenwärtige Lage, das „Corona-Regime“, wie man es nennen muss, auf verblüffende Weise antizipieren. Greifen wir also dieses oder jenes willkürlich heraus.

4. Die Staatsdoktrin von Erewhon, die der Hauptfigur des Romans gleich zu Beginn ihres Aufenthalts dort drastisch vor Augen geführt wird, lässt sich in dem Satz resümieren: Krankheit ist ein Verbrechen. In der Tat wird in diesem Land Kranksein wie ein Verbrechen gehandhabt, das bestraft werden muss (bis hin zur Todesstrafe, wenn es sich denn um „ernste Erkrankungen“ handelt), während demgegenüber das Verbrechen als eine Krankheit gilt, die man wie eine solche „behandelt“. Man nimmt also an, dass der Verbrecher „geheilt“ werden kann. Der Kranke dagegen, der sich durch seine Krankheit außerhalb der Gesellschaft gestellt hat, bekommt die ganze Härte des Gesetzes zu spüren. Das Verbrechen gilt dort als „lässliche Sünde“, verzeihbar, die Krankheit dagegen als Affront der Gesellschaft gegenüber, der unverzeihlich ist.

Der Protagonist des Romans sagt dazu: „Ich brachte folgendes in Erfahrung: Wenn in diesem Land jemand von einer Krankheit oder einem Gebrechen befallen wird oder sein körperliches Befinden sonstwie zu wünschen übriglässt, bevor er siebzig Jahre alt ist, kommt er vor ein Geschworenengericht, und falls schuldig befunden, gilt er als verfeimt und wird verurteilt, je nach Schwere des Falles. ... Wenn einer aber einen Scheck fälscht oder sein Haus in Brand steckt oder einen Raubüberfall begeht oder sich sonst etwas zuschulden kommen lässt, was bei uns als strafbar gilt, dann wird er entweder in ein Spital überwiesen und auf Staatskosten gewissenhaft gepflegt oder dann, falls er es sich leisten kann, setzt er alle seine Freunde davon in Kenntnis, daß er sich eine schwere sittliche Störung zugezogen hat, genau wie wir es halten, wenn wir krank sind, und dann kommen sie und erkundigen sich angelegentlich, wie das alles gekommen sei, was für Anzeichen sich zuerst bemerkbar machten und so weiter – Fragen, die er jeweils mit der größten Offenheit beantwortet; eine Übeltat gilt zwar als ebenso bedauernswert wie bei uns eine Krankheit und als ein Hinweis darauf, daß mit dem Betreffenden irgend etwas nicht stimmt, doch wird sie allgemein als das Ergebnis ungünstiger Verhältnisse angesehen, wobei diese vor oder nach der Geburt liegen können.“ (S. 107f.) Sehen wir einmal davon ab, dass man das Verbrechen bei uns (noch) nicht so nachsichtig behandelt, obwohl die wirklich großen Verbrecher, die, welche nicht als „Dilettanten“ agieren, sondern als „wahre Profis“ Bankhäuser gründen, wie das Brecht auf den Punkt gebracht hat, durchaus mit der Milde des Gesetzes rechnen dürfen, so bleibt

contraste
zeitung für selbstorganisation
447 38. JAHRGANG DEZEMBER 2021 4'50 EUR



SCHWERPUNKT
Nachbarschaftshilfen als
genossenschaftlicher
Verbund?

www.contraste.org

doch festzuhalten, dass wir nicht weniger als die Bewohner Erewhons vom Wahn, krank zu sein oder zu werden, beherrscht sind. Die „Krankheit“ ist das alles dominierende Thema, das, wie es scheint, das Strukturmoment ist, das dem gesamten Denken und Handeln seinen Stempel aufdrücken kann und, so absurd es auch sein mag, dann auch wirklich aufdrückt.

Ja noch mehr: Es ist zwar nicht so, dass die Krankheit bei uns als solche bestraft wird, es wird aber jeder und jede schon alleine deshalb bestraft, weil man, ohne es zu wissen oder auch nur zu ahnen, „Virenträger“ sein kann: Man steht generell unter Verdacht, „Wirt“ des Virus zu sein, d.h. infiziert, also *krank* – ob „symptomatisch“ oder „asymptomatisch“, spielt da gar keine Rolle. Und das genügt für die Bestrafung mit Lockdown (was ja „Einsperren“ heißt), Hausarrest, Maskenpflicht, Isolation („social distancing“), Entzug der Freizügigkeit oder damit, sich testen und impfen lassen zu müssen, ob man will oder nicht. Niemand ist, so heißt es, davor gefeit, „Gefährder“ zu sein. Jeder und jede kann sich als „Virenschleuder“ entpuppen. Das Potentielle genügt also schon, damit man „die Härte der Verordnung“ zu spüren bekommt. Bestraft wird man auch so, ohne dass man wirklich morbide sein müsste. – Wenn wir oben bemerkten, dass die Geschichtswissenschaft es nie ganz wissen wird können, „wie es wirklich gewesen“, so ist es nur billig, dem Verfasser nachzusehen, dass er sich hier doch ein klein wenig geirrt hat: Bei uns ist es in gewisser Hinsicht sogar noch um einiges schlimmer, als es in Erewhon war.

5. Damit die erewhonische Gesellschaft zu funktionieren vermag, bei all den Spleens, die sie hochhält und die wir hier nicht alle aufzählen können, bedarf es, wie man leicht einsehen wird, einer adäquaten Ausbildung der nachwachsenden Generationen. Dafür gibt es die „Colleges of Unreason“, die Schulen der Unvernunft. Hier werden die Fähigkeiten gefördert, „die im Alltagsleben gebraucht werden – daher die Lehrstühle für Unfolgerichtigkeit und Flausenmacherei“ (S. 248).

Das wichtigste Ausbildungsziel nun dieser Schulen ist, Konformisten heranzuziehen, die zu allem Ja und Amen sagen: „Pflicht und Schuldigkeit eines Menschen sei es, so zu denken wie seine Mitmenschen; denn Gnade ihm Gott, wenn er für gut erachtet, was sie schlecht finden!“ (S. 252) Der fiktive Erzähler zitiert hierzu einen „ehrwürdigen Professor der Lebensklugheit“, der in dem Ruf

stand, „mehr zur Unterdrückung jeglicher Originalität getan zu haben als irgendeiner unter den Lebenden“. „Es ist nicht unsere Sache“, sagt der Herr Professor mit entwaffnender Offenheit, „die Studenten zu eigenem Denken anzuregen. Das ist doch ungefähr das letzte, was einer, der es gut mit ihnen meint, ihnen empfehlen sollte. Unsere Pflicht ist es vielmehr, dafür zu sorgen, daß sie denken wie wir oder wenigstens das, was wir zu sagen für gut befinden.“ (S. 252)

„Pflicht und Schuldigkeit eines Menschen sei es, so zu denken wie seine Mitmenschen; denn Gnade ihm Gott, wenn er für gut erachtet, was sie schlecht finden!“

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Chef des Robert-Koch-Instituts, der Veterinärmediziner Dr. Lothar Wieler, Absolvent einer solchen Schule gewesen sein muss (und in Erewhon durchaus Karriere als Dozent der Unvernunft, der Flausenmacherei und der Unfolgerichtigkeit gemacht haben könnte), wenn er lauthals verkündet: „Diese Regeln dürfen niemals hinterfragt werden.“ Und auch Dr. Angela Merkel hat ihre Lektion offenbar gelernt, wenn sie droht: „Glauben Sie nur den offiziellen Mitteilungen!“ – Nun ja, man befindet sich im „Krieg gegen das Virus“, da gehört das Abhören von „Feindsendern“ wirklich nicht zum guten Ton.

6. Sieht man sich in der realen Welt von heute um, so gewinnt man den Eindruck, dass die Intellektuellen hier eine glatte Kopie der Intellektuellen in Erewhon sind. So bemerkt der Protagonist des Romans, dass er während seines Aufenthalts dort nicht wenige Gelehrte kennenlernen durfte, „die sich darauf versteiften, jeder Meinung aus dem Wege zu gehen, mit der sie nicht längst vertraut waren, und ihren Kopf als eine Art Refugium betrachteten, das heißt, wenn eine Meinung einmal darin Zuflucht gesucht hatte, durfte sie von niemand mehr angegriffen werden.“ (S. 259) Er fährt dann in seiner Schilderung dieser Denker folgendermaßen fort: „Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß ich allerdings beifügen, daß ich kaum je sicher war, was die Gelehrten, mit denen ich sprach, wirklich meinten; es war nämlich gar nichts aus ihnen herauszuholen, sobald sie im geringsten Gefahr witterten, sie könnten ‚sich festlegen‘. Da es kaum einen Gegenstand gibt, bei dem diese Gefahr nicht besteht, war es schwierig, herauszufinden, welche Stellung sie einnahmen, außer

bei Dingen wie dem Wetter, Essen und Trinken, Feriausflügen und Geschicklichkeitsspielen.“ (S. 259f.)

Hier erübrigt sich jegliche Bemerkung. Die Parallelen sind verblüffend. Wir fügen lediglich hinzu: Die „Feigheit im Corona-Regime“ könnte sprichwörtlich werden, auch wenn man dazusagen muss, dass die Sanktionen für „abweichendes Denken“ (Diffamierung, Verfemung, Boykott, Entlassung, Versetzung) dieses Verhalten durchaus erklärbar und bis zu einem gewissen Punkt dann auch entschuldbar machen.

7. Die Leitwissenschaft in Erewthon ist – wie könnte es auch anders sein, bei all dem, was wir schon wissen – das, was man dort als „Hypothetik“ bezeichnet. Diese besteht im Wesentlichen darin, alle Eventualitäten, die es irgendwie geben kann, zu erkunden, denn das Weltall könne „alles mögliche in sich schließen ..., das sich jetzt noch nicht vorfindet“ (S. 246). Sinn und Zweck dieser Disziplin sei es, „auf alle denkbaren Fälle, die auftauchen könnten, gebührend vorzubereiten“ (S. 246).

Diese Wissenschaft, die Hypothetik, ist offenbar auch bei uns zur Leitwissenschaft, unter dem Namen „Modellierung“, geworden. Nicht das, was ist, zählt, sondern das, was sein könnte, wie unwahrscheinlich es immer auch sein mag. So sagte Professor Niall Ferguson vom Imperial College mit viel Phantasie in einer „Modell-Rechnung“ 550.000 „Corona-Tote“ in Großbritannien und 2,2 Millionen in den USA voraus. Und alle haben es anstandslos und ehrfurchtsvoll geglaubt, ja die Shutdowns beruhten vornehmlich auf dieser „weisen Voraussicht“. Hypothetik pur mithin, obwohl, mit ein bisschen gutem Willen, wenn man nämlich *alle* Toten, woran immer sie auch gestorben sein mögen, auf SARS-CoV2 testet (spezifische Symptome dürfen da keine Rolle spielen) – vertrauend darauf, dass der Test unfehlbar „falsch Positive“ produziert (zur Sicherheit könnte man den ct-Wert dann auch per Dekret auf über 30 fixieren) –, man *irgendwann* diese Zahlen dann doch erreichen kann.

Context XXI | W3-Kooperative Digitales Archiv

Aktuell verfügbar: ca. 4.600 Beiträge von ca. 1.260 AutorInnen. Mehr als 17.000 Beiträge sind bereits indiziert und sollen im Volltext verfügbar gemacht werden!

Wir wollen den Zyklen des Vergessens und Neugründens sowie der gegenseitigen Ignoranz möglichst kräftig entgegenwirken. Was braucht es dafür? Richtig: Euch, Euer Interesse, Eure Unterstützung und Eure Teilnahme!



Werdet und werbet fördernde Mitglieder!

<http://contextxxi.org/>

Wie es scheint, orientiert man sich auch bei uns mehr und mehr, so wie in Erewhon, vorzüglich am sogenannten *worst case*, von dem man dann *post factum* sagen kann, dass er, wenn er schließlich *nicht* eintrifft, gerade wegen der „Maßnahmen“, die man auf Basis des „Modells“, das ihn vorausgesagt hatte, ergriffen hat, nicht eingetreten sei. Dass er auch sonst nicht eingetreten wäre (weil er *unwahrscheinlich*, völlig *hypothetisch* ist), das ist dann nicht mehr nachzuweisen – man *hat ja* die „Maßnahmen“ ergriffen.

Natürlich kann es immer so sein, dass das eintrifft, was völlig *unwahrscheinlich* ist (*unwahrscheinlich* deshalb, weil die Grundannahmen, die Parameter, einfach nicht stimmen oder Phantasiegebilde sind), genauso wie auch der Fall eintreten kann, dass man im Lotto den Haupttreffer macht. Es wäre aber doch eher töricht, sein persönliches Leben an dieser Eventualität ausrichten zu wollen.

8. Die Gesellschaft in Erewhon gibt viel auf Experten. So wurden sämtliche Maschinen, die es gab und deren Komplexität über das Maß einer Schaufel oder dergleichen hinausging, zerstört und das technologische Niveau auf einem Stand von vor fünfhundert Jahren festgeschrieben (selbst Uhren wurden verboten und ins Museum verbannt) – und dies, weil *ein* Experte vorausgesagt hatte, dass die Maschinen irgendwann im Zeitablauf Bewusstsein gewinnen und, als Bewusstseinsbegabte, die Macht an sich reißen würden. (Hier handelt es sich offenbar um einen Vorläufer von Stanislaw Lem und seiner Golem-Phantasie.) Das hatte genügt, um einen Maschinensturm und einen Bürgerkrieg auszulösen, „dem die Hälfte der Bevölkerung zum Opfer gefallen sein soll“ (S. 262). „... wenn ein großer Denker unter ihnen entsteht“, sagt der Chronist der erewhonischen Gesellschaft, „der sie mit sich reißt, weil ihm besondere Gelehrsamkeit nachgerühmt wird“, dann sind die Erewhonier bereit, „den gesunden Menschenverstand auf dem Altar der Logik zum Opfer zu bringen“ (S. 311).

Ja, von uns ist hier wieder einmal die Rede. „Handverlesene Experten“ haben uns überzeugt, dass SARS-CoV2 ein Killer-Virus sei, das es auszurotten gelte – „koste es, was es wolle“ –, und wir verfallen in Ehrfurcht und lassen uns, so wie die Erewhonier, an der Nase herumführen, bereitwillig wie ein Rind. Die „Kollateralschäden“ nehmen wir, offenbar ohne zu murren, in Kauf, selbst wenn sie kolossal sind, nicht nur „materiell“, sondern vor al-

lem auch mit Bezug auf die Gesundheit (Schwächung des Immunsystems, aberwitzige Medikation und Behandlungsmethoden, Vernachlässigung aller anderen Krankheiten wie Krebs, Schlaganfall und Herzinfarkt, Isolation und Betreuungsmangel in Altenheimen usw.) und mit Bezug auf die Kinder. Von den Millionen Hungertoten, die der Corona-Wahn an der Peripherie des Kapitalsystems zu verantworten hat (und die man achselzuckend statistisch verbucht), ganz zu schweigen.

9. Wie es scheint, haben nicht Aldous Huxley („Brave New World“) oder George Orwell („1984“) den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn es um die Prophezeiung der künftigen Zustände der bürgerlichen Gesellschaft zu tun ist, sondern offenbar Samuel Butler. Huxley und Orwell imaginierten sich eine Welt, die *von oben* im Sinne einer Clique (Alpha-Plus-Kaste oder Ingsoc, also die „Kommunistische Partei“) manipuliert wird, sei es mit Drogen, sei es „totalitär“. Indessen sind das schöne Phantasie-Spielereien, die mit der Realität einer vom Kapital kontrollierten Gesellschaft, eines „automatischen Subjekts“, nichts zu tun haben können. Überhaupt müsste man da zu viele „Ressourcen“ in die „Behübschung“ oder „Überwachung“ pumpen, die, weil es viel einfacher geht, man sich ersparen kann. Viel einfacher ist es, das Kapitalsystem die Arbeit machen zu lassen, denn dieses System produziert automatisch die Dummheit, auf deren alleiniger Basis es funktionieren kann. Und wenn alle, oben wie unten, so wie in Erewhon, ganz verblödet sind, dann läuft alles ganz von alleine – im Sinne des Kapitals allerdings, wie absurd und selbstmörderisch das immer auch sein mag.

Lorenz Glatz

Ende der „Supermacht“

20 Jahre Afghanistan

1. Der Abzug der US-Truppen aus Afghanistan markiert wohl das definitive Ende der vor dreißig Jahren beim Zusammenbruch der Sowjetunion verkündeten „new world order“. Mit derlei Gestaltung hatte schon der Einmarsch 2001 kaum etwas zu tun. Er war eine Vergeltung für den Anschlag von 9/11, der 3.000 Menschen das Leben gekostet hat. Die Taliban-Regierung in Afghanistan war beschuldigt worden, dem al-Qaida-Netzwerk, das sich zum Terroranschlag bekannt hatte, Unterschlupf zu gewähren. Die Rede war von „to eradicate evil from the world“, „war on terror“, „crusade“ gegen „the Evil one“, den Satan in der Gestalt des al Qaida-Führers bin Laden. Selbstmord-Terror als Rache für die „Demütigung der islamischen Welt“ durch die Supermacht und deren blutrünstige Vergeltung – eine „schöne neue Welt“.

In diesem Rausch von Rache und Vergeltung wurde die Macht der Taliban binnen kurzem gestürzt, eine genehme Regierung eingesetzt und die Terroristen gejagt. Bis 2021 ist eine Viertelmillion Menschen ums Leben gekommen. Auf Seiten der Invasoren unvergleichlich weniger, und doch mehr als das Doppelte der Opfer von 9/11. Von der Zivilbevölkerung Afghanistans starben bei den Kämpfen, Überfällen und Anschlägen an die 50.000 Menschen, und eine viel größere Zahl wurde verwundet und verstümmelt, von den Millionen Flüchtlingen ganz zu schweigen.

Das Ergebnis dieser zwanzig Jahre Besatzung und Terroristenjagd ist die Rückkehr der Taliban an die Macht. Offensichtlich scheint einem Großteil der kriegsmüden Völkerschaften Afghanistans eine Unterdrückung durch die Islamisten leichter erträglich als das Regime der Besatzungsmächte und ihrer einheimischen Helfer.

2. Vorangegangen war diesen zwanzig Jahren „war on terror“ der erste Krieg gegen den Irak. Er wurde noch im triumphalen Namen der „new world order“ von der übrig gebliebenen Supermacht USA 1991/2 „zur Befreiung des besetzten Kuwaits“ geführt. Am raschen Ende brannten die Ölquellen

Kuwaits, war der Golf vergiftet, Iraks Infrastruktur zerstört, die Bevölkerung hungerte, zuerst wegen des Kriegs, dann wegen der verhängten Blockaden. Das Land blieb unter der Kontrolle von USA und deren Verbündeten, die die Menschen weiter mit militärischen Strafaktionen terrorisierten.

Nur Monate nach 9/11 drang die USA mit einer „Koalition der Willigen“ erneut in großem Stil in den Irak ein, um das Regime Saddam Husseins zu stürzen – unter dem erlogenen Vorwand einer „Bedrohung der USA“ durch irakische Massenvernichtungswaffen, deren Lager- und Produktionsstätten schon im ersten Krieg aufgesucht und zerstört worden waren. Der Diktator war schnell beseitigt, aber das bleibende Ergebnis des Kriegs ist ein in sich zerrissener und verwüsteter „failed state“, der nicht zum Vasallen der Supermacht, sondern zum Zankapfel der Nachbarstaaten geworden ist, zum Schauplatz von Aufständen und Anschlägen gegen die Besatzer, – und zu einer idealen Brutstätte islamistischer Gruppen wie dem „Islamischen Staat“, der trotz seiner militärischen Niederlagen wieder sprenglebendig ist.

3. Die Unruhe des „arabischen Frühlings“ 2011 kippte in Libyen und Syrien in militärische Auseinandersetzung der Regierungen mit Teilen der Armee sowie militanten ethnischen und religiösen Gruppen. In Libyen ebnete das der USA und ihrer NATO den Weg zu einer Intervention per Luftwaffe „zum Schutz der Zivilbevölkerung“. Zur „new world order“ hat die Niederlage der Regierung Gaddafis aber nicht beigetragen. Das Land versinkt im Krieg rivalisierender Milizen und ist zum Exerzierplatz der Rivalitäten von Mächten auch weit unterhalb des Levels einer Supermacht geworden.

Und das Schicksal des syrischen Assad-Regimes hängt an der Unterstützung durch Iran und die schiitischen Milizen aus dem Libanon, vor allem aber an Russlands Luftwaffe und Söldnern und an dem, worauf Putin und Erdogan sich einigen. Die USA stehen da in der zweiten Reihe.

Franz Schandl

Ohne Umschweife

Der Diskurs wird durch Daten ersetzt, behauptet Byung-Chul Han

Es ist zweifellos ein gut lesbares und kaum anstrengendes Büchlein, das der Autor hier in der Reihe „Fröhliche Wissenschaft“ aus dem Berliner Matthes & Seitz Verlag vorgelegt hat. Kompakt, präzise, packend, plausibel. Byung-Chul Han, Professor für Philosophie in Berlin, versteht sein Handwerk. Kurze Wege werden auf kurzweilige Weise durchschritten. Man kann das mit großem Genuss lesen. Mit aller Deutlichkeit werden Thesen formuliert. Ohne Umschweife. Han vermag es organisch zu zitieren, was meint, dass Einfügungen von Fremdtexen nicht als Fremdkörper erscheinen, sondern im Schreibfluss mitschwimmen. Es ist kein Zufall, dass der in Korea geborene Han zu den meistgelesenen und meistzitierten Denkern der Gegenwart gehört. Ebenso gehört er auch zu den Vielschreibern der philosophischen Zunft. Ist da eine Frage, folgt gleich die Antwort. Es ist ein sich selbst befeuerndes Schreiben.

Ambivalenz ist des Autors Sache nicht, es herrscht die Entschiedenheit. Die These ist schneller notiert als der Gedanke elaboriert. Geistige Happen werden mundgerecht serviert. Wahrscheinlich ist es inzwischen notwendig, auf dieser Ebene den Noch-Lesenden entgegenzukommen. Der Leser wird mitgenommen, ohne ebenso zu wirken. Überfordert wird er nie. Aber wird er gefordert? Die Sprache ist einfach gehalten, so einfach, dass man sich gelegentlich fragt: Ist es wirklich so einfach, wie das hier alles erklärt oder besser gleich geklärt wird? Bei fortwährender Lektüre wirkt die Selbstsicherheit des Philosophen beunruhigend. Er behauptet mehr als er begründet. Und er lässt auch nie selbstkritische Töne vernehmen. Die Leichtigkeit, mit der da Begriffe gezüchtet werden, ist frapierend.

Byun-Chul Han:
Infokratie.
Digitalisierung und die
Krise der Demokratie.
Matthes & Seitz, Berlin
2021, 91 Seiten, € 10,30



Eine wahre Inflation neuer Termini ist die die Folge. Eine -kratie jagt die nächste: Demokratie, Mediokratie, Telekratie, Infokratie, digitale Postdemokratie. Der Neologismen sind nicht wenige, geschätzte zwanzig auf achtzig Seiten. Sogleich werden sie als Begriffe inauguriert, daher auch stets hervorgehoben. Der kursiven Passagen sind auf jeden Fall zu viele. Alle drei Absätze schreit der Autor, dass da jetzt – aufgepasst! – was ganz Wichtiges kommt und der Leuchtstift gezückt werden muss. Um uns nicht misszuverstehen: Die Verwendung unterschiedlicher Schriftarten hat schon ihre Meriten, allerdings muss man maßhalten, ansonsten lädiert das Schriftbild den Inhalt.

Han kennt nicht nur Dadaisten, er kennt auch Dataisten. Dataisten begreifen Sozietät als „funktionalen Organismus“ (S. 61), ihnen schwebt eine Gesellschaft ohne Politik und ohne kommunikatives Handeln vor. „Der Diskurs wird durch Daten ersetzt.“ (S. 53) Da man alles berechnen kann, braucht man nichts mehr zu begründen und zu diskutieren. In der „digitalen Postdemokratie“ (S. 57) sind Experten und Informatiker gefragt. Eine „datengetriebene Infokratie“ (S. 62) ist die Folge. Der Mensch wird auf den „Datensatz“ (S. 63) reduziert. Das intellektuelle Unbehagen an der Digitalisierung wird mit gar energischem Gestus vorgetragen. „Wir sind in der digitalen Höhle gefangen, wobei wir uns in Freiheit wähnen.“ (S. 83) Das

stimmt. Nur muss sich dann sogleich die Frage anschließen, warum wir, die Gefangenen, uns so willenlos dieser Entwicklung ausliefern, ja mehr noch: gefügig und gehorsam hingeben? Und das nach so vielen Jahren Demokratie.

„Die Digitalität ist der Faktizität diametral entgegengesetzt.“

In der Informationsgesellschaft werde „Daten und Konsumvieh“ (S. 7) gezüchtet wie früher in der Disziplinargesellschaft „Arbeitsvieh“ (S. 8) gezüchtet worden ist. Diese harsche und wenig schmeichelhafte, aber durchaus attraktive Terminologie mag ihre Berechtigung haben, indes hat die Disziplinierung in den Fabriken und Büros nicht aufgehört, sie hat sich vielmehr perfektioniert, auch wenn sie mehr struktureller als personeller Natur ist. Die Disziplinargesellschaft ist also nur untergegangen in dem Sinn, dass sie aus dem Vordergrund in den Untergrund gedrängt wurde.

Insofern ist Peter Kleins luzide Bemerkung zu Hans „Müdigkeitsgesellschaft“ treffend, wenn er sinngemäß schreibt, dass die modernen Leistungssubjekte das Disziplinarstadium nicht hinter sich gelassen, sondern in sich aufgenommen haben. (*Streifzüge* 54, S. 40) Das abgerichtete Leistungssubjekt muss sich fortan selbst zurichten, da kann es seine Eigeninitiative unter Beweis stellen. Die strikte Auseinanderhaltung von Disziplinar- und Informationsgesellschaft hält so nicht.

Was ist Information? Was ein Faktum? Was Politik? – Diese Fragen bleiben hingegen ungestellt und somit unbeachtet, gängige Assoziationen werden als unproblematisch bedient. Die Notizen zur Demokratie sind mager und eher verwirrend. Da heißt es: „Das Herz ist kein Organ der Demokratie. Wo Emotionen und Affekte den politischen Diskurs beherrschen, gerät die Demokratie selbst in Gefahr.“ (S. 69) Dies lässt sich, ohne dass wir über die spezifischen Gemütsäußerungen und ihre Konstitution sprechen, so nicht verallgemeinern. Und wenn Han als ein Grundprinzip der Demokratie die „Selbstbeobachtung der Gesellschaft“ (S. 34) hervorhebt, warum beklagt er dann die totale Transparenz? Wäre die totale Transparenz, das „digitale Gefängnis“ (S. 13), wie Han es nennt, nicht die Vollendung dieser allseitigen Beobachtung? Alles von allem und allen zu wissen?

So leuchten und strahlen die Termini. Ob dieses Denken mehr hält, als es glänzt oder doch nicht eher weniger, diese Frage muss schon erlaubt sein. Manchmal wird der Inhalt den Pointen geopfert. „Die Digitalität ist der Faktizität diametral entgegengesetzt“ (S. 74), heißt es da etwa ganz apodiktisch. Solch rigider Antagonismus erschlägt jede Differenzierung. Eine Nummer kleiner und relativierender wäre da wohl treffender, vor allem aber: genauer. Gelegentlich überdribbelt sich der gute Mann: „Die Wahrheit bildet keinen Haufen. Sie ist nicht häufig.“ (S. 75) Han spricht gar von einem „defaktizierten Universum“ (S. 64). Theatralische Sätze wie „Die Epoche der Wahrheit ist offenbar vorbei“ (S. 84) provozieren die Gegenfrage, ob wir denn bis vor Kurzem im Zeitalter der Wahrheit gelebt haben. Zu viel nachfragen sollte man also nicht.



Alexander Neupert-Doppler **Organisation** Von Avantgardepartei bis Organizing

Reihe: BLACK BOOKS, 332 Seiten, kartoniert,
19,80 EUR (D), ISBN 3-89657-194-X

«Organisation ist die Form der Vermittlung zwischen
Theorie und Praxis.» (Georg Lukács 1922)

Wir leben in einer Zeit der Krisen. Die Abschottung Europas, Rechtspopulismus, Corona, sexistischer Backlash, Sozialabbau und Umweltzerstörung erfordern eine wirkmächtige Vorwärtsverteidigung: Organisation! Aber wie? Das Buch schafft einen Überblick über 100 Jahre Organisationsdebatte in der deutschsprachigen Linken. Es werden sowohl

traditionelle als auch dazu oppositionelle Organisationsformen anhand herausragender Theoretiker*innen vorgestellt und diskutiert. Dabei geht es nicht nur um Ideengeschichte, sondern um die Bedeutung von Organisationen aus der Perspektive Politischer Theorie / Philosophie. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den deutschsprachigen Organisationsdebatten seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Bogen wird gespannt von Rosa Luxemburgs Partei über Gustav Landauers Genossenschaft zu Rudolf Rockers Gewerkschaft, Otto Rühles Betriebsorganisation, Herbert Marcuses Bewegungsorganisation und Saul D. Alinskys Basisorganisation.



www.schmötterling-verlag.de

Hermann Engster

Dystopie des Kolonialismus

Zu einem Aspekt von Shakespeares Drama „The Tempest“

„Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst
entdeckte, machte eine böse Entdeckung.“
(Georg Christoph Lichtenberg)

Shakespeares *The Tempest*, deutsch *Der Sturm*, ist eines der am schwierigsten zu interpretierenden Werke des großen Dramatikers. Es ist ein Spätwerk, geschrieben 1610, wenn auch nicht das letzte, wie lange vermutet. Sein Kernthema ist: Was ist die wirkliche Welt, wenn es nur subjektive und überdies einander widersprechende Sichtweisen gibt, die sich zu keiner übergreifenden gültigen Wahrheit vereinen lassen? Es ist ein Thema, das vier Jahrhunderte danach in Kognitionswissenschaften und Physik eine Renaissance erlebt. Shakespeare konstruiert ein Labyrinth, in dem die ZuschauerInnen auf eine Vielzahl unterschiedlichster Themen stoßen, die im Lauf des Stücks sich gegenseitig überlagern und ihn in ein Chaos der Gedanken und Emotionen stürzen.

Aus der Vielzahl der Probleme des Stücks will ich mich auf ein einziges Thema beschränken, eines, das noch nicht einmal sein Hauptthema ist, aber im Lauf der Rezeptionsgeschichte stark in den Vordergrund gerückt ist. Ausgelöst wurde dies vom Befreiungskampf der kolonialistisch unterdrückten Völker im letzten Jahrhundert. Es ist das Thema des Kolonialismus. Kaum hat dieser begonnen, seine Herrschaft – ideologisch verbrämt als Zivilisierung sogenannter wilder Völker – über die Kontinente Afrika und Amerika auszubreiten, so zeichnet sich schon auch seine Dystopie ab – so in Shakespeares Drama. Die Handlung ist reichlich vertrackt (ausführlich nachzulesen bei *Wikipedia*), hier sei nur das für unser Thema Wichtigste skizziert.

Ein Drama – aber worüber?

Der Mailänder Fürst Prospero vernachlässigt seine Regierungspflichten, weil er sich lieber in seine Studien vertieft, und wird von seinem intriganten Bruder Antonio gestürzt. Zusammen mit seiner Tochter Miranda wird er auf dem Meer in einem Boot ausgesetzt und landet auf *an un-inhabited island*. Geographisch müsste diese Insel zwischen Genua und Tunis liegen, doch im Phantasieraum der Dichtung handelt es sich um eine tropische Insel in der Neuen Welt. Als einziger Bewohner der Insel, stellvertretend für deren Bevölkerung, erscheint der Indigene Caliban. Prospero verfügt über magische Kräfte, wird unterstützt von dem ihm dienstbaren Luftgeist Ariel und schwingt sich zum Herrscher der Insel auf. Zwölf Jahre später wird durch eine Fügung des Schicksals Prosperos Bruder Antonio, begleitet vom König von Neapel samt allerlei seriösem und unseriösem Volk, durch einen Schiffbruch auf die Insel verschlagen. In zwei voneinander getrennten Gruppen durchstreifen sie die Insel. Mit ihnen spielt Prospero kraft seiner magischen Künste und mit Ariels Hilfe ein irritierendes Gaukelspiel. Glücklicherweise ist das Ende der Handlung nur für Prosperos Tochter Miranda, die den Sohn des Königs von Neapel heiratet. Prospero selbst steht zwar äußerlich siegreich, jedoch tief resigniert da; er verzichtet auf Rache gegenüber seinem Bruder, entsagt seiner Zauberkraft, entlässt Ariel aus seinem Dienst und kehrt als Regent nach Mailand zurück.

Shakespeares *Sturm* kann wegen der Offenheit seines Textes auf vielerlei Weise realisiert werden: als Rachedrama von der Vertreibung und Wiedererlangung der Herrschaft; als ewiger Konflikt von Chaos und Ordnung, als Traum vom goldenen Zeitalter, als romantische Liebesgeschichte, als philosophisches Drama, als psychoanalytisches Fallstück Prosperos – und als Kolonialdrama. Um dieses soll es hier gehen. Die Geschichte des europäischen Kolonialismus, an dessen Anfang das Stück steht, hat die zunächst nur burlesk-bösartig verstandene Figur des Indigenen Caliban in ein neues Licht gerückt, ein Licht, das an dieser Figur neue Facetten aufscheinen lässt und an das Stück selbst neue Fragen richtet.

Rule Britannia!

Das Vereinigte Königreich Großbritannien war die größte Kolonialmacht der Geschichte. Seine Kolonien umfassten am Ende des 19. Jahrhunderts fast ein Viertel der bewohnten Kontinente. Die Kolonisierung Nordamerikas begann schon 1583 mit der Gründung einer Kolonie in Neufundland; weitere Kolonien bis hinab in die Karibik folgten. In Anbetracht der Verbrechen aller europäischen Kolonialmächte versteht es sich von selbst, dass auch schon diese frühen Kolonialisierungen mit Beraubung und Versklavung der Indigenen samt Massakern an ihnen einhergingen.

A Discovery of the Bermudas, Otherwise called the Isle of Divels.

Vor diesem Hintergrund spielt Shakespeares im Jahr 1610 verfasste und im Jahr danach uraufgeführte Stück. Wie sehr es mit diesen Ereignissen verflochten ist, zeigt sich daran, dass sein Autor aktuelle Reiseberichte dafür benutzt hat. Deren erster entstammt einem von William Strachey verfassten Brief aus Virginia, datiert vom 15. Juli 1610, der im September desselben Jahres in London eintraf. Strachey's Brief war an die 1606 gegründete und drei Jahre später als Aktiengesellschaft neuformierte Virginia Company gerichtet. Strachey beschreibt darin sehr anschaulich das Schicksal der im Sommer von William Somers geleiteten Expedition zur Unterstützung der Kolonie in Virginia. Deren Schiff legte am 2. Juni 1609 in Plymouth ab, kam am 24. Juli vom Kurs ab und ging vor den Bermudas zu Bruch; die Passagiere überlebten, überwinterten auf der Insel und erreichten im Mai 1610 schließlich Virginia. Das alles sorgte in England für großes Aufsehen.

Im Jahr 1611 erschienen dann zwei weitere einschlägige Berichte. Der eine mit dem Titel *A True Declaration of the Estate of the Colony of Virginia* beschreibt den Handel der Virginia Company mit der neuen Kolonie. Der andere ist der Bericht des Mitreisenden Sylvester Jourdain auf Somers' Schiff; er trägt die Überschrift *A Discovery of the Bermudas, Otherwise called the Isle of Divels*, und in diesem Bericht schildert der Verfasser anschaulich die Erlebnisse auf Bermuda. Shakespeare war mit den Mitgliedern der Company bekannt und hat vermutlich durch sie Kenntnis von den Dokumenten noch vor deren Veröffentlichung erhalten. Es gilt in der Shakespeare-Forschung deshalb als wahrscheinlich, dass er diese Beschreibungen als Anregung bei der Abfassung seines Stücks Ende 1610 benutzt hat. In jedem Fall kann es nicht eine Insel im Mittelmeer sein, auf der Prospero ausgesetzt wurde, sondern aufgrund der im Stück geschilderten exotischen Flora und Fauna muss es sich um die Bermudas handeln.

Vorbild für die Gestalt des Prospero war vermutlich John Dee, ein Universalist, bewandert in Mathematik, Astronomie/Astrologie, Geographie, Alchemie, Kabbalistik, Mystik; er wurde einmal sogar wegen schwarzer Magie angeklagt, jedoch freigesprochen. Über Jahrzehnte war er ein enger Berater von Elisabeth I.; er war ein energischer Förderer der englischen Entdeckungsreisen und bot seine Hilfe bei der Navigation an. In seinem 1577 veröffentlichten Werk *General and Rare Memorials Pertayning to the Perfect Arte of Navigation* entwickelte er die Vision eines maritimen Weltreichs, eines „British Empire“ (der Ausdruck stammt von ihm selbst) und erhob im Namen Englands Territorialansprüche auf die sogenannte Neue Welt.

Prosperos Brave New World

Zusammen mit seiner kleinen Tochter Miranda auf Bermuda ausgesetzt, schwingt sich Prospero zum Herrscher der Insel auf. Sein Machtmittel ist die Magie, die er ausgiebig studiert hat; ein ihm gewogener Hofmann hat ihm sogar einige wichtige Bücher samt wissenschaftlichen Instrumenten in die Verbannung mitgegeben. Die Magie, die Prospero beherrscht, ist die sogenannte weiße Magie, die in der Renaissance – in Abgrenzung zu der dem Bösen verhafteten schwarzen Magie – als ein durchaus legitimes Mittel zum Erreichen des Guten betrachtet wird. Das reicht bis zu Fausts Hinwendung zur Magie: *Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund, / Nicht manch Geheimnis würde kund.*

Prospero geht es aber nicht um Erkenntnis als solche, sondern um Erkenntnis als Mittel zur Verwirklichung seiner „humanistischen“ Ziele. Die Bermudas gelten zu jener Zeit als „Insel der Teufel“ – *Isle of Devils* – wie es im Titel des oben zitierten Berichts heißt. Prospero will die Insel in die Zivilisation führen, doch geht es dabei, wie üblich in der Weltgeschichte, nicht ohne Ausübung von Zwang und Gewalt ab, und natürlich immer zum Besten der „unentwickelten Eingeborenen“. Das galt auch für die Zwangsmissionierungen der „Heiden“ zum Christentum, um deren Seelenheil zu retten, denn nur als Getaufte hatten diese Zugang zum Paradies.

„Devils“ also bewohnen „Prosperos Insel“, und als ihr Repräsentant tritt im Stück der Indigene Caliban auf. Sein Name ist ersichtlich ein Anagramm der Bezeichnung Kannibale, engl. *cannibal*, und er trägt diesen Namen von Anfang an. Prospero hat die Naturgewalten der Insel sich dienstbar gemacht und entwirft nun ein Erziehungs- und Bildungsprojekt für das Inselvolk, also Caliban. Dass dieser vielleicht eigene Moralvorstellungen ausgebildet haben mag, die es wert wären, erst einmal kennenzulernen, kommt dem Usurpator nicht in den Sinn. Sollte der „Wilde“ tatsächlich eigene Vorstellungen von Sittlichkeit haben, dann bewegen diese sich selbstverständlich auf einer primitiven Stufe; es gilt daher, den „Wilden“ auf die Stufe von Prosperos eigener Kultur und Zivilisation zu heben.

Jedoch mutiert seine paternalistische Utopie einer Zivilisierung des „Wilden“ zum dystopischen Zerrbild. Dabei hat er sich mit ihm wirklich alle Mühe gegeben, wie er am Ende des Stücks resignierend feststellt:

*Ein Teufel, von Geburt ein Teufel, dess' Natur
Kein Pflöpfreis adeln kann; an dem die Mühe,
Die ich mir menschlich gab, umsonst, ganz umsonst ist;
Und wie sein Leib hässlicher wird im Altern,
Verrottet auch sein Geist. (IV,1)*

(Übersetzung von Frank Günther, *Der Sturm*, München 1996)

Prosperos Zivilisierungsprojekt sollte seine Fortsetzung finden in der erzwungenen Assimilation der australischen Aborigines und, wie unlängst bekannt wurde (SZ vom 9.6.21), bei den Indigenen Kanadas. Dort wurden seit Ende des 19. Jahrhunderts etwa 150.000 Kinder ihren Eltern entrisen und tausende Meilen entfernt in sogenannten Internaten untergebracht, eher Umerziehungslagern, um sie zu „echten Kanadiern“ zu machen. In diesen Einrichtungen, deren letzte erst 1996 geschlossen wurde, herrschten übelste hygienische Bedingungen; in einem Internat wurde ein Massengrab mit 215 Kinderleichen entdeckt, jedes Internat hatte wohl so ein Gräberfeld; eine Untersuchungskommission rechnet mit 25.000 Kinderleichen. Lesenswert dazu ist der dokumentarische Roman Michelle Goods vom Stamm der Cree: *Five Little Indians* (Harper 2020).

Prosperos Tochter Miranda selbst hat sich die Mühe gemacht, dem „Wilden“ die englische Sprache beizubringen, wobei dieser sie zu vergewaltigen versucht hat, was der Vater verhindern konnte. Der missratene Schüler dankt ihr immerhin dafür, dass er durch ihre Sprachübungen das Fluchen gelernt habe. Es hat allerlei wohlwollende Deutungen der Caliban-Figur gegeben, dergestalt, dass der Primitive eben eine amoralische Natur sei und den Sex mit Miranda ganz naiv als legitime Triebabfuhr betrachtet habe. Das ist gut gemeint, liegt aber falsch.

„Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst
entdeckte,
machte eine böse Entdeckung.“
(Georg Christoph Lichtenberg)

Denn Caliban als Sohn der Hexe Sycorax (der Name ist eine Zusammensetzung von *Schwein* und *Rabe*) und charakterisiert als *a devil, a born devil* (IV,1) erscheint als eine von Grund auf verdorbene Natur ohne irgendeine Anlage zur Höherentwicklung. Er versteht nur Zwang und körperliche Züchtigung, das einzige, wozu er taugt, ist Sklavenarbeit, und dazu macht Prospero ihn sich dienstbar.

Der Beginn des Stücks zeigt Prospero als gescheiterten und enttäuschten Entwicklungshelfer. Für den widerspenstigen Indigenen hat er nur Worte der Verachtung übrig. Schon in der zweiten Szene des I. Akts beschimpft er ihn als einen *abscheulichen Sklaven, einen Erdkloß, ein rohes Vieh, einen giftigen Knecht, vom Satan selbst gezeugt (poisonous slave, got by the devil himself)* und im weiteren Verlauf des Stücks als *Bastard, Halbteufel, Schildkröte*. Er lässt ihn für sich schuften, und wenn Caliban sich nachlässig zeigt, züchtigt er ihn kraft seiner Magie mit qualvollen Leibesstrafen. Denn Prospero ist ein durchaus autoritärer, ja despotischer Charakter. Gleich zu Beginn des Stücks staucht er mehrfach seine Tochter zusammen, dass sie ihm bei der Erzählung seiner Lebensgeschichte ja aufmerksam zuhöre; auch den ihm dienstfertigen Luftgeist Ariel, als dieser ihn einmal dezent an die ihm versprochene Freiheit erinnert, schimpft er rüde als seinen *slave* und droht ihm:

*Maulst du noch weiter, spalt ich eine Eiche
Und pflock dich in ihr knotiges Gedärm,
Bis du zwölf Winter wegheulst. (I,2)*

Caliban war einmal selbst Herr der Insel, aber nun sei er, so klagt er, *einem Tyrannen unterworfen, einem Zauberer, der mich durch seine Künste um die Insel betrogen hat* (III,2). Dies schleudert er Prospero direkt ins Gesicht, und es zeigt Shakespeares Größe, dass er selbst diesem *half devil* eine würdevolle Verteidigungsrede in den Mund legt:

*... Diese Insel
Ist mein, von meiner Mutter Sycorax,
Du stiehlst sie mir. Als du zu Anfang kamst
Hast mich gestreichelt, von mir hergemacht, gabst mir
Wasser mit Beeren drin und lehrtest mich
Das große Licht benennen wie das kleine,
Die brennen tags und nachts. Da hab ich dich geliebt
Und alle Inselwunder dir gezeigt,
Die süßen Quell'n, Salzbrunnen, Fruchtländ, Wüste.
Verflucht ich, dass ich's tat! All die Magie
Der Sycorax – Lurch, Kauz und Kröte über euch!
Denn ich bin, was ihr habt an Untertanen,
Und war mein eigner König; eingestallt werd ich
Ins Felsenloch, indes ihr mir den Rest
Von meiner Insel wehrt. (I,2)*

Unter den die Insel durchstreifenden Gestrandeten befinden sich auch zwei Trunkenbolde, denen Caliban begegnet und die er in seiner Naivität als höhere Wesen und Retter von der Sklaverei betrachtet; ihnen will er die Wunder der Insel zeigen:

*Ich zeig dir frische Quellen, pflück dir Beeren,
Ich fisch für dich und bring dir Holz genug.
Die Pest auf den Tyrannen, dem ich dien! (...)
Erlaub, dass ich dir zeig, wo Äpfel wachsen;
Und mit den Nägeln grab ich dir nach Trüffeln.
Zeig dir ein Hähernest und lehr dich, wie
Die schnelle Meerkatz fangen; bring dich hin
Zu prallen Haselsträuchern, und vom Kliff manchmal
Hol ich dir junge Tauben. Willst du mit mir gehn?*

Streifzüge - TRANSponsoring

Unser Projekt ist Denktank und Werkbank, beides bedarf infrastruktureller Ausstattung und somit regelmäßiger Fütterung. Kleine Gaben in Form von Daueraufträgen ab 10 Euro im Monat (oder im Vierteljahr, im Halbjahr, oder jährlich) helfen uns weiter.

Infos unter www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Ohne euch geht es nicht!

Die beiden Halunken verlachen ihn und machen ihn betrunken. Caliban ist überglücklich, weil er sich von Prosperos Herrschaft befreit wähnt; in einem Freudentanz jubelt er:

*Nie mehr hol ich ihnen Fisch,
Noch Holz zum Feuern,
Lass mich heuern,
Töpfe scheuern gleich nach Tisch.
Ban Ban, Cacaliban,
Hat neu den Herrn – wird neu ein Mann!
Freiheit, Festtag! Festtag, Freiheit!
Freiheit, Festtag, Freiheit! (II,2)*

*Negeraufstand ist in Kuba, /
Schüsse peitschen durch die Nacht,
In den Straßen von Havanna, /
werden Weiße umgebracht.*

Hea humbassa, hea humbassa, hea hea ho!
„Scherzlied“ zu den Aufständen in Kuba in den 30er-Jahren; bis in die 60er-Jahre in der christlichen „Mundorgel“, noch 1997 im Liederbuch der Burschenschaft „Germania zu Wiener Neustadt“. Der vollständige Text (Trigger-Warnung!) in: <https://www.volksliederarchiv.de/negeraufstand-ist-in-kuba/>

Nicht einmal hundert Jahre nach der europäischen Entdeckung Amerikas hat der Kolonialismus die Herrschaft über die Neue Welt angetreten, von Beginn an als Eroberung, Beraubung, Ausbeutung und Versklavung der indigenen Völker. Hauptakteure in Europa waren England, Portugal und Spanien; aber auch kleinere Staatswesen bereicherten sich am schwungvollen Handel mit Menschenware, wie z.B. das Kurfürstentum Brandenburg. Sklaven benötigte der Kurfürst selber nicht, da er genügend Leibeigene hatte, lukrativ war der Verkauf der schwarzen Menschen.

Die Erforschung des Sklavenhandels hat ergeben, dass zwischen 1519 und 1867 etwa elf Millionen Afrikanerinnen und Afrikaner im Rahmen des atlantischen Sklavenhandels nach Nord- und Südamerika verschleppt wurden. Die Umstände dabei waren barbarisch. Die Zahl der beim Transport über den Atlantik Umgekommenen wird auf bis zu 1,5 Millionen Menschen geschätzt. Viele kamen schon vorher um: bei den innerafrikanischen Sklavenjagden und Sklaventransporten sowie während der Wartezeit in den Sklavenforts an der afrikanischen Westküste.

In Adam Smiths Klassiker *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* von 1776 wird der Sklaverei nur eine geringe Bedeutung am Wohlstand der Nationen zugemessen, weil sie Innovationen hemme, doch war ihm wohl das enorme Ausmaß der Sklaverei noch nicht bekannt.

Wie steht Marx zur Sklaverei? Er ist gut unterrichtet über die revolutionäre Selbstbefreiung der Sklaven in der französischen Kolonie Saint-Domingue, aus der Haiti 1804 nach einer Revolution gegen die französischen Kolonialherren als erster schwarzer Nationalstaat hervorging, doch neigt er dazu, die schwarze Sklaverei gegen die weiße, die Lohnsklaverei, auszuspielen und damit jene zu entwerten. Gleichwohl erkennt er in der Sklavenbewegung ein revolutionäres Potenzial auch für die Arbeiterbewegung, wenn er schreibt:

„Nach meiner Ansicht ist das Größte, was jetzt in der Welt vorgeht, einerseits die amerikanische Sklavenbewegung (...), andererseits die Sklavenbewegung in Rußland. (...) Dies zusammen mit dem bevorstehenden downbreak in Zentraleuropa wird grandios werden. (...) Ich sehe eben aus der ‚Tribune‘, daß in Missouri ein neuer Sklavenaufstand war, natürlich unterdrückt. Aber das Signal ist einmal gegeben. Wird die Sache by und by ernsthaft, was wird dann aus Manchester?“ (Brief an Engels vom 11.1.1860, MEW 30, S. 6 f. Mit Manchester meint Marx symbolisch den Kapitalismus überhaupt.)

Prospero Shakespeare?

So ist von Anbeginn der Utopie von der Kolonialisierung neuer Welten auch schon ihre Dystopie eingeschrieben. Davon zeugt Shakespeares *Sturm*. Es gibt eine lange Tradition in der Literaturwissenschaft, Prosperos Entsagung von seinen Zauberkünsten als Shakespeares eigenen Abgesang auf seine Dichtkunst zu deuten. So spricht Prospero in seinem Abschiedsmonolog:

*Heulenden Krieg schuf(ich); krachendem Donnerhall
Gab ich das Feuer und brach Jovis' Eiche
Mit seinem eignen Blitz; den Felsengrund
Hab ich erschüttert, wurzeltief zerschmettert
Pinien und Zedern; Gräber auf mein Wort
Erweckten Tote, barsten, spuckten sie ans Licht
Durch meiner Künste Macht. Doch diesem groben Zauber
Schwör ich hier ab (...) dann brech ich meinen Stab,
Vergrab ihm viele Klafter unterm Fels,
Und tiefer, als ein Senkblei jemals fiel,
Ertränk ich auch mein Buch. (V,1)*

Strittig ist, ob Prospero Shakespeares Sprachrohr sei, also ob Shakespeare hier als impliziter Autor in diesem Spätwerk sein Lebenswerk resümiere. Diese Frage muss offenbleiben. Konkret zu fragen aber ist: Wie stand Shakespeare selbst zum Kolonialismus? Die Antworten reichen von der platten Beschönigung des Geschehens im Stück als eines bloß zeittypisch-modischen Exotismus bis hin zu tiefgründelnden Erörterungen des Problems von Chaos und Ordnung.

Was könnte in diesem extrem offenen und von Widersprüchen durchkreuzten Text als wahrscheinlich gelten? Wahrscheinlich ist, dass die gnadenlos negative Zeichnung des Caliban die Auffassung des konservativen Autors selbst widerspiegelt, eine Auffassung, die dem damaligen Zeitgeist entspricht. Zwar taucht schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der „Edle Wilde“ als Gegenbild des von der Zivilisation „unverdorbenen Naturmenschen“ auf, allerdings nur vereinzelt, populär wird er dann im 18. Jahrhundert durch Rousseau und später bei den Romantikern. Shakespeare hatte derlei romantische Vorstellungen sicherlich nicht: Sein Caliban ist ein amoralisches Triebwesen und keiner „zivilisatorischen Verbesserung“ fähig.

„Der Barbar ist faul und unterscheidet sich vom Gebildeteren dadurch, dass er in der Stumpfheit vor sich hinbrütet ...“
(G.W.F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Teil III, II. Abschnitt, A, Zusatz)

Shakespeare wäre freilich nicht der unvergleichlich große Dichter, wenn er nicht seine ideologischen Schranken überstiege. Gerechtigkeit lässt er Caliban, wie oben schon gezeigt, episodisch widerfahren in dessen Klage über den Verlust seiner Herrschaft über die Insel und in der Empörung über seine Versklavung durch Prospero. Shakespeares Gerechtigkeit reicht aber noch weiter. Der Geist der poetischen Intuition treibt ihn zu einer Wahrheit, die ihn über seine ideologische Beschränktheit hinaustreibt. Diese Wahrheit ist festgehalten in Calibans Monolog über die Schönheit seiner – seiner! – Insel; es sind Verse von unwiderstehlicher Anmut, die Shakespeare, widersprüchlich genug, seinem *half-devil* und *poisonous slave* in den Mund legt:

... Die Insel ist voll Klang,
Voll Tönen, Liedern, die erfreuen und niemand wehtun.
So manchmal sumseln tausend Instrumente
Mit schwirrend um die Ohr'n; und manchmal Stimmen,
Die mich, wenn ich nach langem Schlaf erwach,
Aufs neu ins Schlafen lullen; dann, im Träumen,
War mir, die Wolken tun sich auf und zeigen Schätze,
Die mich beregnen wollten, dass ich beim Erwachen
Nach neuen Träumen schrie. (III,2)

... and then in dreaming,
The clouds methought would open, and show riches
Ready to drop upon me; that, when I wak'd,
I cried to dream again.

Schönere Verse über menschliches Naturempfinden hat Shakespeare nirgendwo geschrieben.

Franz Schandl

Präpotent bis zum Aufprall

„Ich hätte mir das gar nicht träumen lassen“, sagt ein entsetzter Franz Fiedler, Vertreter von Transparency International und früher selbst Parteigänger der Volkspartei. Am 6. Oktober ließ die Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft (WKStA) das Kanzleramt, das Finanzministerium und die ÖVP-Zentrale durchsuchen. Sebastian Kurz und einige seiner engen Vertrauten werden der Untreue, der Bestechung und der Bestechlichkeit verdächtigt. Das ist starker Tobak. Indes, der Schock sollte sich in Grenzen halten. Dass die Partie um den Strahlkanzler nicht clean ist, das konnte man wissen.

Was die Staatsanwaltschaft vorgelegt hat, ist juristisch sorgfältig aufbereitet. Diverse SMS-Nachrichten und Chats wurden nicht aus den Zusammenhängen gerissen, sondern von der Staatsanwaltschaft in logische Zusammenhänge gebracht. Diesen Dokumenten ist fachliche Qualität und Präzision nicht abzusprechen. Die Beweise gegen das Umfeld sind erdrückend und die Indizien gegen Kurz ebenso. Es geht nicht nur um dessen moralisches Versagen. Für die Staatsanwaltschaft ist klar, dass „die Tathandlungen in seinem Interesse“, erfolgt seien. Jede seriöse Lektüre wird diese Beurteilung wohl bestätigen. Dass Kurz nichts gewusst haben soll, ist absolut unglaublich. Vorweg, es ist schwer, sich vorzustellen, dass Sebastian Kurz im Falle einer Anklage hier vor einem Gericht in allen Punkten freigesprochen werden könnte. Das würde den Skandal noch einmal potenzieren.

Die Prätorianer

Die engsten Mitarbeiter von Sebastian Kurz, oft platziert in den Kabinetten diverser Ministerien, agieren schon Jahre wie eine arrogante Clique von türkisen Emporkömmlingen, die sich nicht bloß Pfründe und Posten sichern, sondern sich Land und Institutionen unter den Nagel reißen wollen. Dazu werden auch Medien via Inserate und Scheingeschäfte angefüttert. Vom Typus her gleicht diese verschworene Bande der legendären Buberlpartie

des Jörg Haider: jung, gierig, rücksichtslos. Ihre Botschaften wie Machenschaften zeigen, was da hinter den Kulissen läuft, sie dokumentieren ein Sitten- und Sippenbild der Republik. Ein Racket versucht sich Partei- und Staatsapparat anzueignen. Ersteres ist gelungen, Letzteres dürfte im Kollaps enden. Zumindest vorerst. Im Raum steht jedenfalls der Vorwurf der Regierungskriminalität im großen Stil.

Der Tiroler Thomas Schmid, die zentrale Figur im aktuellen Skandal, erscheint wie eine postmoderne Ausgabe einer korrupten und brutalen Hand des Königs aus „Game of Thrones“. Er war der Mann fürs Grobe, was er in seinen Chats auch überzeugend zum Ausdruck bringt. „Wir sind auf der reinsten Blutwiese“, schreibt er, oder „Wer zahlt, schafft an. Ich liebe das.“ Offene Worte sind das, zweifellos. Sie sind von einer geradezu skrupellosen Ehrlichkeit. Für seine Tätigkeit wurde Schmid auch belohnt, und zum gutdotierten Vorstand der staatlichen Beteiligungsagentur ÖBAG befördert, konnte aber ob der sich mittlerweile abzeichnenden Affäre nur kurz diesen Posten besetzen. Das Verhältnis zu Kurz war äußerst intim und euphorisch: „Kriegst eh alles, was du willst“, schrieb ihm dieser und Schmid replizierte dankbar: „Ich bin so glücklich, ich liebe meinen Kanzler.“ Man war, so die Selbstbezeichnung eine „Familie“.

Den Fünfstufenplan der Prätorianer könnte man vielleicht so umreißen: Intrigieren, Okkupieren, Finanzieren, Kontrollieren, Brillieren. In besten Zeiten ging da schon was weiter. Nicht bloß der ehemalige Vizekanzler und Parteivorsitzende der ÖVP, Reinhold Mitterlehner oder der einstige Finanzminister Hans-Jörg Schelling, sind diesem Treiben zum Opfer gefallen. Auch Christian Kern, der letzte SP-Kanzler ist an diesem System verunglückt. In vielen staatsnahen Betrieben und öffentlichen Institutionen wurden regelrechte Säuberungswellen durchgezogen. Vom traditionellen

Proporz stehen nur noch die Ruinen. Kumpanei und Protektion der alten Politik erscheinen vor diesem Hintergrund als Idylle der Redlichkeit.

Diese Politik konzentriert sich auf Aneignung und Anhäufung von Macht, ist also lediglich rudimentär programmatisch, sie ist strategisch orientiert und vor allem taktisch fokussiert. Das bedingungslose Infotainment setzt alles auf eine Person, folgt ganz der Dramaturgie von Fan und Führer. Die schwarze Volkspartei war mit ihrer Bündenstruktur und den vielen Fürstentümern ein schwerfälliger Apparat, der von keiner Zentrale kontrolliert werden konnte. Die türkise Volkspartei hingegen ist immer ein Fanclub des Sebastian Kurz gewesen. Die alte Substanz wurde durch die neue Fiktion ersetzt. Alle setzen alles auf die Null. Bisher ist das auch aufgegangen.

Old School is over.

Doch wenn der Star geht, sind seine Anhänger verlassen und einsam. Wenn er weg ist, was soll dann werden? Die ÖVP stand vor einem Dilemma: Wenn er geht, ist es aus, aber wenn er bleibt, ist es auch aus. Möglicherweise landet man gar in der Opposition. Schrecklicheres konnte man sich nicht vorstellen. Er musste also gehen und bleiben zugleich. Sebastian Kurz verlässt zwar das Kanzleramt, bleibt aber weiterhin Chef der ÖVP und übernimmt zusätzlich den Parlamentsklub als Fraktionsvorsitzender. Auch im Ministerrat darf er in dieser Funktion zugegen sein. Nach wie vor will er das Spiel bestimmen. Auftanken statt abdanken ist seine Devise. Außenminister Alexander Schallenberg wird zum Platzhalter von Sebastian Kurz im Kanzleramt. Formal hat Kurz die Bedingungen der Grünen erfüllt und diese werden die Koalition, die schon an der Kippe stand, auch fortsetzen. Zwischenzeitliche Gespräche mit SPÖ, FPÖ und liberalen Neos erwiesen sich als leere Kilometer. Der Rücktritt entpuppt sich als wendiges Manöver und das Ende ist noch kein Aus. Die Stimmung in der Regierung ist jedoch grottenschlecht.

Hochmut kommt vor dem Fall. Doch der Fall steht noch aus. Vor allem auch, weil es keine Absetzbewegungen in der ÖVP gibt, die von Bedeutung wären. Die Partei verdankt ihm viel, ihrem Masterboy. Die türkise Boy-Group muss freilich leiser treten. Es handelte sich um den Aufstieg eines Rackets, das an seiner Überheblichkeit gescheitert ist. Nicht nur versnobt sind diese jungkonservativen Seilschaften, sie sind präpotent bis zum Auf-

prall. Sogar die seltsame Auskunft im Vorfeld, dass offenbar geplante Hausdurchsuchungen sinnlos seien, da bereits alles vernichtet und gelöscht sei, war von dieser Seite mehrmals zu vernehmen. Nur Größenwahnsinnige oder Narren können so blöd sein, das auch zu verkünden. „Es ist nichts zu finden. Es ist nichts mehr da“, sagte etwa eine schnippische Gaby Schwarz, die Vizeregierungschefin der ÖVP. Denkste! Die neue ÖVP ist eine Mischung aus Maß- und Besinnungslosigkeit.

Zum Verhängnis wurden insbesondere die Kommunikationsinstrumente des digitalen Zeitalters: Mobiltelefone, Laptops und Kopierer. Es sind regelmäßig Chats und SMS, die die Kurz-ÖVP in Bedrängnis bringen. Das Problem ist, dass nicht nur Unterlagen zu vernichten und zu verstecken wären, sondern gespeicherte Daten, von denen oft niemand weiß, wer aller darüber verfügt, wer zugreifen kann oder schon zugegriffen hat. Die türkise Riege hat nicht damit gerechnet, was da die Staatsanwaltschaft alles vorlegen wird können. Die Forensiker der WKStA haben gründlich gearbeitet, sie konnten unter anderem rund 300.000 Chats rekonstruieren. Die Kriminalistik übertraf das Niveau der Kriminalität, was freilich auch heißt, dass letztere nachrüsten wird. Reelle Säuberungen von virtuellen Dokumenten sind kaum zu bewerkstelligen. Immer bleibt was über, stets findet sich was. Spuren, die man nicht hinterlässt, gibt es nicht mehr. Transparenz ist, anders als gedacht, inzwischen Realität. Auch wenn sie sich erst zeitverzögert offenbart. Dann allerdings gleicht sie einem zusammengeschnittenen Politporno.

Insistenz und Aggressivität

Das Verhältnis zwischen Politik und Justiz wurde in den letzten Jahren neu geordnet. Die simple Subordination von Richtern und Staatsanwälten unter das Kommando der ehemaligen Großparteien ÖVP und SPÖ ist vorbei und das ist auch gut so. Zurufe und Weisungen reichen nicht mehr aus, jemanden zu entlasten oder einzutunken. Zweifelsohne ist es so, dass die Justiz heute nicht mehr so zu gängeln ist wie in früheren Tagen. Tatsächlich agiert sie unabhängiger und dort, wo man versucht alte Zustände wieder herzustellen oder auf ihnen zu beharren, geht das (zumindest in den höheren Etagen) meist schief. Man denke an den Absturz des einst mächtigsten Mannes im Justizministerium, Sektionschef Christian Pilnacek, der mit seinen Weisungen, Aktionen und Wortmeldungen demonstrierte, dass er noch nicht in der neuen Zeit angekommen ist. Old School is over.

Die Digitalisierung erhöht die Zugriffsmöglichkeiten der Justiz auf andere Sektoren. Das muss man nicht nur gut finden, es untergräbt etwa auch jedwede Vertrauensbasis abseits krimineller Vorhaben und Aktivitäten. Das Informelle, das in der Politik immer eine große (wenn auch umstrittene) Rolle spielte, wird ins Abseits gedrängt, da alles transparent gemacht werden kann, bis hinein in die Hinterzimmer. Diskretion minimiert sich. Wir werden zu Zwangsvoyeuren. Teile der aktuell publizistischen Unterlagen haben eigentlich nichts im öffentlichen Raum verloren. Der Schutz der Privatsphäre ist nicht gewährleistet. Indes ist auch zu fragen, ob man Kurz und seinen Prätorianern ohne ein gerüttelt Maß an überschießender Insistenz, ja Aggressivität überhaupt beikommen hätte können. Vergessen wir auch nicht, dass er nicht politisch abserviert, sondern ausschließlich juristisch ausmanövriert wurde.

Abstrahieren wir von dem konkreten Anlassfall, dann ist es schon so, dass hier eine staatliche Instanz eine andere überfallen hat, und alles minimiert, was ihr geboten erscheint. Das ist von neuer Qualität und die deutete sich bereits an, als die WKStA im Februar 2018 eine Razzia beim BVT, dem Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung anordnete. Solche Aktionen, egal ob man sie im Konkreten goutiert oder nicht, zeigen an, dass Staatsapparate sich reell an ihresgleichen vergreifen und ideell an ihresgleichen zweifeln. Die Kohärenz nimmt ab. Es geht da auch nicht mehr bloß um einzelne Personen, es geht um Institutionen, die in Geruch kommen, selbst faul und morsch zu sein, unfähig sich gegen Usurpation und Korruption zu wehren. Je öfter das Wort „Stabilität“ in den Mund genommen wird, desto offenkundiger wird, wie sehr die Labilität schon um sich gegriffen hat. Eine staatstheoretische Aufarbeitung und Einordnung des Falls ist unbedingt notwendig.

Razzien dieser Art sind gewaltsame Eingriffe ins öffentliche Leben. Selbst wenn sie rechtsstaatlich legitimiert sind und durch ein Gericht genehmigt werden, ändert das nichts an der Tatsache, dass Politik eine polizeiliche Note bekommt. Keiner traut keinem. Insofern ist die Betonung, dass es sich lediglich um eine Regierungskrise und nicht um eine Staatskrise handelt, fragwürdig. Es ist mehr als das obligate Hauen und Stechen. Selbst Bundespräsident Alexander Van der Bellen spricht von „sehr ungewöhnlichen Vorgängen.“ (*Die Presse*, 9. Oktober 2021) Die Integrität diverser Institutio-

nen ist in Mitleidenschaft gezogen. Aber nicht durch äußere Feinde der Republik, sondern durch das Betriebssystem selbst. Gewaltenteilung heißt inzwischen, dass die Judikative gelegentlich bei der Exekutive einmarschiert. Wird das Gewaltmonopol porös? Übt Österreich gar den „failed state“? Die Organe des Staatsapparats scheinen immer weniger synchronisierbar zu sein. Politik als Ganzes gerät in Verruf. Insofern wissen Kurz, Schmid und die türkisen Knaben zwar, wie sie was anstellen, aber nicht, was sie eigentlich anstellen.

Die Organe des Staatsapparats scheinen
immer weniger synchronisierbar zu sein.
Politik als Ganzes gerät in Verruf.

Die Intervalle zwischen den Krisen und Affären werden kürzer. Skandal und Skandalisierung schaukeln sich wechselseitig hoch. Staatliche Verunsicherung, medial stets befeuert, nimmt zu. Die sich abzeichnenden Prozesse werden Jahre dauern, die Kurz-Affären werden in ein chronisches Leiden münden, das von der gesamten Gesellschaft Energien absorbiert. Sebastian Kurz wird einen Scherbenhaufen hinterlassen. Doch solange seine Partei ihn hält und vor allem auch viele Wähler weiterhin den Verzückungen erliegen, wird das Kapitel nicht ausgestanden sein.

Dass Deutschland unbedingt so einen brauche wie ihn, war in den letzten Monaten oft zu hören und zu lesen. Was genau meinten diese Stimmen damit?

Franz Schandl

Niederlagen sehen anders aus

Der rechte Populismus ist nicht nur nicht am Ende, er kann unter diesen globalen Bedingungen gar nicht am Ende sein, weil gerade diese Bedingungen ihn immer wieder hervorbringen.

Zweifellos, die Pandemie hat auch den rechten Populismus auf dem falschen Fuß erwischt. Der erste Reflex führt meist dazu, sich hinter die Regierenden zu stellen. Doch wenn die Krise anhält und permanent wird, wie gestaltet sich die zweite oder dritte Reaktion? Noch dazu wenn vieles, was heute als unwidersprochen und politisch unumgänglich erscheint, sich rückblickend als Irreführung und Irrtum, Selbsttäuschung und Täuschung herausstellen sollte. Genau das wird der Fall sein. Die Pandemie wird Stimmungen und Stimmen noch mehr rotieren lassen als dies schon bisher der Fall gewesen ist. Die Fluktuation wird zunehmen.

Proklamierte Abgesänge sind nicht nur verfrüht, sie sind auch falsch. So oft Jörg Haider tot gesagt wurde und mit ihm die gesamte FPÖ, so oft haben sich solche Prognosen als falsch erwiesen. Für diverse Abstürze des Rechtspopulismus war dessen Personal mehr verantwortlich als dessen Gegner. Haiders manisch-depressives Naturell, Straches Ibiza-gate oder noch mehr sein Griff in die Parteikasse haben unmittelbar mehr Schaden angerichtet als die Angriffe sämtlicher Feinde. Aber eben bloß unmittelbar! Solche Schädigungen waren vorübergehend, d.h. sie berühren nicht die Substanz dieser Formierungen, sie verunsicherten nur kurzfristig das Publikum. In Österreich erholt sich die FPÖ zusehends von ihren selbstgemachten Schlappen. Aktuell wurde die Talsohle bereits durchschritten.

Selbst Donald Trump ist alles andere als erledigt. Wer die US-Wahlen von ihrer Bewegung und nicht vom Ergebnis her betrachtet, konnte feststellen: Trump mobilisierte sowohl die Stimmen für Trump als auch für Biden. Biden mobilisierte gar nichts. Der Erfolg der Demokraten war letztlich einer der Gegenstimmen, nicht der Prostimmen. Dass Trump

unberechenbar ist, nehmen ihm seine potenziellen Wähler nicht übel, eher schon, dass er selbst nicht berechnend ist. Die Balance zwischen Bauch und Kalkül, die beherrscht Trump (anders als Putin, Orbán oder Erdoğan) einfach nicht. Hätte er demonstriert, dass auch die Deckung zu seinem Repertoire zählt, hätte er etwa in der Covid-Politik einige Akzente anders gesetzt, wäre der Sieg bei den Präsidentschaftswahlen an ihn gegangen. Doch dieser Typ ist völlig beratungsresistent, er kann sich überhaupt nicht im Zaum halten, geschweige denn im Zaum gehalten werden. Gegen Trump sprach also nicht seine verrückte Programmatik, sondern dass er ein übergeschnappter Kerl ist.

Aber wir wollen hier nicht in die Rolle des Politberaters schlüpfen und Ratschläge erteilen. Es ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, dass nur die Episode zu Ende ist, nicht aber die populistische Phase der Vergangenheit angehört. Schon alleine, dass die Republikaner ihren Wahlverlierer partout nicht abhelfern, zeigt, dass sie auf Trump nicht verzichten möchten, ja vielmehr auf ihn setzen. Sie wollen keinen Neustart, denn Trump ist der Neustart. Möglicherweise wurden die Trump-Jahre nur unterbrochen. Am Ende ist Donald Trump jedenfalls noch nicht, was zwar nichts über seine Qualität als Staatsmann aussagt, aber sehr wohl Auskunft gibt über die mentalen Verwüstungen der US-Amerikaner, vor allem der weißen Männer.

Nun ist das altbekannte demokratische Establishment wiederum an die Schaltstellen zurückgekehrt. Mehr wird trotz breit geschürter Zuversicht nicht sein, da mögen die PR-Agenturen beharrlich anderes verheißen. Aufbruch ist da keiner. Was die Demokraten und der gesamte Liberalismus aufzubieten haben, ist bloß Business as usual. Von der

Weltpolitik bis in die Sozialpolitik, selbst wenn letztere mehr keynesianische Aspekte aufweisen sollte. Viele hoffen jetzt gar auf eine nachholende Sozialdemokratisierung. Aber auch das ist zu bezweifeln. Die gehypte 1400 Dollar Einmalzahlung für jeden Amerikaner mit geringem Einkommen, ist doch eine lächerlicher, bestenfalls symbolischer Betrag. Aus „Yes we can“ ist „I believe we can do it“ geworden.

Und Deutschland?

Jedes Zwischentief der AfD wird gefeiert als sei die Gefahr von rechts außen bereits gebannt, als stünde die Partei kurz vor ihrem Niedergang. Und doch sind es bloß konjunkturelle Einbrüche, die den Aufstieg dieser Formationen nun schon viele Jahre begleiten. Sie verweisen mehr auf Wachstumsschwierigkeiten als auf einen Niedergang. Auch die nur auf den ersten Blick mageren Ergebnisse in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz haben bewiesen, dass die AfD sich konsolidiert hat. Unter den gegebenen Voraussetzungen der Pandemie und auch angesichts der internen Turbulenzen, ist das kein schlechtes Ergebnis für sie. Deutschland ist vergleichsweise spät in diesen Prozess eingestiegen, dafür aber mit mehr Tempo. Die allseits verordnete Ächtung der AfD dient indes als Folie dazu, von sich selbst abzulenken. Um Menschen im Mittelmeer umkommen zu lassen, braucht es keine AfD, da reichen EU und Frontex. Um fremde Länder bombardierend zu befrieden, braucht es keine Nationalisten, das erledigen Internationalisten ebenso. Auch um Leute ständig am Arbeitsmarkt zu drangsaliieren, ist die herkömmliche politische Besatzung ausreichend. Da wird stets so getan als sei die AfD eine Gegenwelt, und nicht die Fortsetzung und Zuspitzung des Gehabten. Das ist billig, wenn auch Konsens.

Der rechte Populismus ist nicht nur nicht am Ende, er kann unter diesen globalen Bedingungen gar nicht am Ende sein, weil gerade diese Bedingungen ihn immer wieder hervorbringen. Wenn man sich in der Kritik und auch in der Praxis auf etwas konzentrieren und kaprizieren sollte, dann auf diese Verhältnisse. Autoritäre Charaktere sind nicht Kreationen der Rechten, es ist das gesellschaftliche Dasein, dessen Realitäten schaffende Struktur, die Menschen derart zurichtet. Wer zum Kapitalismus schweigt, hat auch zum grassierenden Populismus wenig zu sagen.

Wer auf Verhinderung anstatt auf Perspektive setzt, kann nichts gewinnen. Anti macht keine

Emanzipation. Dieser Habitus bewirkt mehr Werbung als Schwächung, erhält der Gegner dadurch doch permanent Aufmerksamkeit. Wir machen ihn interessanter als er ist. Derlei spiegelt eine sehr bescheidenen Strategie. Solange das Universum des Kapitals nicht beseitigt werden kann, besteht überhaupt keine Chance, den autoritären Keimen Einhalt zu gebieten, sie werden stets aufs Neue sprießen. Die populistischen Potenziale sind systemimmanent, nicht antisystemisch wie sie selbst suggerieren. Die Demokratie ist nicht Gegensatz zum Populismus sondern dessen Treibsatz. So wird die konformistische Revolte unentwegt angeheizt.

Zweifellos öffnen autoritäre Gepflogenheiten falsche Ventile, die unter dem Anbetungsgesetz stehende liberale Demokratie hingegen glaubt, dass solche nicht einmal nötig wären. Und die Linke weiß schon Jahrzehnte nicht, was sie tun soll, weil sie auch nicht mehr weiß, was sie will oder schlimmer noch: wollen darf. Sie ist zu einem wenig attraktiven Anhängsel des herrschenden Getriebes geworden. Selbstbewusstsein sieht anders aus. Eine Linke, die vor lauter Angst vor einem unterstellten Extremismus auf jede Radikalität verzichtet, sich gar als Verteidigerin des Status Quo aufspielt, wird nie und nimmer reüssieren können. Insofern ist rot-rot-grün eine fade Angelegenheit. Nicht schamlos, wie man sein sollte, sondern charmelos wie man ist. Ihre Mobilisierungskraft ist auch deswegen gering, weil sie nichts aufzubieten vermag, was wirklich motivieren könnte. Sie ist Variation, nicht Alternative. Transformation ist ihr bloß eine Formel, leeres Gerede. Das spürt man auch. Im besten Fall ist man Avantgarde der nächsten, d.h. der digitalen Modernisierung. Wer braucht die eigentlich?

Aus der liberalen Dunkelkammer hören wir: Mehr als das, was wir haben, können wir nicht haben, daher sollen wir auch nicht mehr wollen. Unsere Kräfte sind im Abwehrkampf aller Demokraten gegen Populisten, Faschisten, Verschwörungstheoretiker und Querfrontler gut genutzt. Das ist allerdings nicht nur öde, es ist eine Kapitulation. Und keine gelinde Drohung, sondern eine grobe, betrachtet man die Zustände auf unserem Planeten. Gerade das „Weiter so“ führt in die Katastrophen, die man eigentlich verhindern möchte. Da nützt dann auch kein feierliches „Aber“. Die Modernisierung ist am Ende. Wir können sie uns auch gar nicht leisten. Das ist durchaus apodiktisch gemeint. Wer über einen Fluss springen will, darf keine kleinen Sprünge machen.

Ein Vierteljahrhundert



Feiern konnten wir unser Jubiläum angesichts der aktuellen Ereignisse nicht, unerwähnt darf es nicht bleiben: 25 Jahre gibt es die *Streifzüge* nun schon. Das ist eine lange Zeit und wir haben sie durchaus produktiv genützt, unsere Kritik zu äußern und unsere Anliegen und Vorbringungen zu verschriftlichen. Sowohl in der Zeitschrift als auch für die Homepage, wo sämtliche Artikel seit 1996 nachzulesen sind. Die Website umfasst darüber hinaus aktuell an die 2600 Beiträge. Diese sind selbstverständlich kostenlos zugänglich und werden das auch bleiben.

Erstellung und Pflege unsere Produkte verschlingen doch einiges an Ressourcen, Geld gehört da leider dazu. Zur Erinnerung: Wir erhalten keine öffentliche Förderung, wir lukrieren kaum bezahlte Inserate, wir verfügen auch über keinen akademischen Rückhalt oder gar Einfluss. Trotzdem gibt es uns und es wird uns auch weiter geben. Das allein ist schon ein abseitiger Erfolg. Insbesondere ist das den Leuten zu verdanken, die sich entschlossen haben, uns regelmäßig zu fördern. Und das sind doch einige, wenn auch zu wenige.

Wir kommen gerade so durch, nicht mehr. Wir sind nicht am Absaufen, aber am Aufsteigen sind wir ebenfalls nicht, da wollen wir dem Publikum gar nichts vormachen. So können wir noch immer (außer in dringenden Ausnahmefällen) keine Honorare zahlen. Über unsere publizistische Tätigkeit hinausgehende Aktivitäten sind überhaupt kaum zu bewerkstelligen. Das macht gelegentlich unfroh.

Was die *Streifzüge* bräuchten, ist eine außerordentliche Intensivierung und Ausweitung der Unterstützung, auf dass sie gedeihen: Abos, Trafos und jede Menge Transsponsion. Fein wäre es auch, wenn Interessierte sich bei uns melden, zwecks Mitarbeit, sei es in der Redaktion, sei es auf technisch-organisatorischer Ebene. Außerdem müssen wir jünger werden und den Kreis unserer Leserinnen und Leser erweitern. Wir können jede Hilfe gebrauchen.

Danke!

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann und auch im Printbereich aus dem Vollen schöpfen möchte, die/den bitten wir in den TRA(ns)FO(rmatio)nsclub der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 144 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, vierteljährlich oder monatlich, per Banküberweisung:

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher und Broschüren, die von uns herausgegeben werden
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Möchte eins aus dem Trafoclub (wieder) ausscheiden: Nichtzahlung reicht, dann verwandelt sich die Trafomitgliedschaft in ein Dreijahresabo.

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien

Auflage: 1.000

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela),

Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la Vega (Cordoba,

Argentinien), Hermann Engster (Göttingen), Lorenz

Glatz jr. (Wien), Marianne Gronemeyer

(Friesenheim), Peter Klein (Nürnberg), Paolo Lago

(Verona), Neil Larsen (Davis, USA), Massimo Maggini

(Livorno), Stefan Meretz (Berlin), Emmerich Nyikos

(Mexiko-City), Erich Ribolits (†), Gerburg Vermes

(Rimsting), Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr:

1 Jahr 25 Euro / 2 Jahre 45 Euro / 3 Jahre 63 Euro

Mitgliedschaft Trafocub: 144 Euro/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Ohne euch geht es nicht! Regelmäßige

Daueraufträge ab 10 Euro im Monat, im Vierteljahr, im Halbjahr oder jährlich helfen uns weiter.

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Probenummer gratis

Call for Papers Ausgabe 84 & 85:

Nicht nur in den Anfangstagen der *Streifzüge* standen die Kritik von WERT und TAUSCH im Zentrum unserer Überlegungen und Anschläge.

In den letzten Jahren mag das aufgrund der Ausweitung und Ausfächerung der Themenstellungen etwas in den Hintergrund geraten sein.

Vielleicht sind wir sogar etwas entwöhnt und die Entwicklungen der letzten Jahre scheinen noch zu wenig ausgeleuchtet, insbesondere wenn wir an den zügigen Aufstieg des fiktiven Kapitals denken. Angesagt ist also eine Generalvisite, die sich über zwei Nummern strecken soll und das Themenfeld von abstrakter Arbeit, Wert, Tausch, Markt, (fiktives) Kapital, Geld etc. beackert. Zum Wert sind übrigens auch die Werte zu denken und zum Tausch auch die Täuschung.

Grundfragen sollen neuerdings aufs Tapet, aber nicht bloß als Reprise. Alle diese Aspekte bedürfen intensiverer Beschäftigung. Wie immer sind die Schwerpunkte weit gefächert und so warten wir gespannt darauf, was reinkommt. Wer meint, etwas dazu beitragen zu können, ist herzlich eingeladen.

Ansosten gilt: Alle Artikel, sofern sie uns gefallen, sind publizierbar.

Artikelvorschläge bitte ab sofort
an die Redaktion (redaktion@streifzuege.org)

Folgende Textsorten stehen zur Verfügung:

- + Glosse (bis 2.500 Zeichen)
- + Rezens eines Buches (bis 2000 Zeichen)
- + Aufriss (bis 4.000 Zeichen)
- + Essay (8.000 bis 14.000 Zeichen)
- + Abhandlung (bis 24.000 Zeichen Limit)

Genaue Modalitäten zu Textsorten und -länge siehe
unter www.streifzuege.org/hinweise-fuer-autorinnen

Die fertigen Aufsätze sind bis zum vereinbarten Termin, aber spätestens bis 15. Februar 2022 (Nummer 84) oder 15. Mai 2022 (Nummer 85) an uns zu senden.



Dystopia²

Petra Ziegler

(min 532:30) =die unbehaarte empfindliche schlecht durchblutete haut der menschen hatte ein unglaubliches beduerfnis nach liebkosungen. eine bessere durchblutung der subkutanen hautschichten und eine leichte verringerung der empfindlichkeit der nervenfaser vom typ I haben es den neomenschen schon in den ersten generationen erlaubt den mit dem kontaktmangel verbundenen schmerz zu verringern_

der auszug zeigt einen doppelten wechsel der perspektive / untersuchungsgegenstand ist die vorgeschichte / kontrast zur vorgestellten zukunft / der dringliche wunsch nach koerperlicher naehe befremdet / der mangel an zuwendungen koennte moeglicherweise aus dem vorgeschichtlichen konkurrenzverhalten resultieren / heute erzeugen kontakte jenseits der united communities unbehagen / anmerkung zu eher vermindeter frequenz an zuwendungen innerhalb der communities / im outside ist die grosse kontaktdichte hauptursaechlich fuer periodisch ausbrechende infekte

(min 543:00) =die einzigen genetischen merkmale die mich von daniel2 meinem ersten neomenschlichen vorgaenger unterscheiden sind winzige praktische verbesserungen die zum beispiel einen wirksameren stoffwechsel bei der aufnahme mineralischer salze herbeifuehren_

darstellung angepasster menschlicher biologie / optimierungen einzelner spezies sind immer wieder element dystopischer vorstellungen / auch eine form von reinkarnation findet sich im beispiel / hier spielt vermutlich die bis in die spaete vorgeschichte nachweisbare sogenannte autorenschaft eine rolle / sogenannten urhebern war selten eine durchgehende trennung der je eigenen person von der kreation moeglich / verweis auf konzept der identitaet

(min 550:50) =als naechstes kommen kuenstliche led+sonnen ins spiel. eine neuartige form von satelliten die man sun+simulator nennt weil sie grelles licht ausstrahlen aber es geht hier wohl nicht um helligkeit sondern um kommunikation die in den lichtquellen versteckt ist_

eine erstaunlich praezise vorhersage / der auszug kann jedoch als beispiel verbreiteter technikskepsis im ausgehenden vorgeschichtlichen zeitraum gesehen werden

(min 557:00) =precire+basierte software entscheidet mittlerweile in fast allen bereichen ueber alles. personal versicherungswesen gerichtsurteile todesstrafen die vergabe von krediten die aufnahme an unis schulen kindergaerten. unbestechlich und endlich geschlechtsneutral. das ai+system zerlegt die stimme des delinquenten auf basis von tausenden stimmungsfrequenzen von menschen deren persoenlichkeit vorher ueber monate untersucht worden war. es ermittelt unerbittlich den charakter die schwachen staerken und es irrt nur in 0.03 prozent der faelle_

darstellung macht vor allem damalige presence deutlich / vorstellung von gesellschaft als schauplatz des kampfes aller gegen alle / individualitaet war bis zur mitte des 21. vorgeschichtlichen jahrhunderts ein dominierendes konzept / wir sehen hier auch die vorwegnahme einer damals in den anfaengen stehenden entwicklung / die vorausschau bleibt auf wenige jahre begrenzt

(min 574:00) =auf den uebergrossen bildschirmen an allen ecken wurden spontane grundeinkommenspartys gezeigt und interviews mit gluecklichen buergern_

beachte weitgehende ueberschneidung der zuschreibung individuum und buerger / aufgabenstellung: in welchen aspekten kann grundeinkommen als urform von zuwendung verstanden werden / verweis auf neuere forschungsergebnisse zum phaenomen money

//

kurzprotokoll erster austausch altanthropologie min 532-579 / ankuendigung zweiter austausch zu kolonien resp. reservation _eine fortsetzung zum thema vorstellungen von outside in dystopien des spaeten 20. und fruehen 21. vg jahrhundert 224/72/min410_